»Eine Reise ins Herz der Finsternis.
Schon lange hat mich
kein Buch mehr so berührt.«
Christine2000, LovelyBooks-Rezensentin

ISBN 978-3-7528-1491-8
9 783752 834918

DIE SCHULTER DES RIESEN

RAFFAEL RAUHENBERG

Roman

Die Schulter des Riesen

RAFFAEL RAUHENBERG

Raffael Rauhenberg

Die Schulter des Riesen

Das Buch

Gregor Bach, Silberschmied und Liebhaber schöner Dinge, empfindet nur Verachtung für jene, die es im Leben nicht geschafft haben. Als er in seiner Wohnung eine verwahrloste Frau antrifft, die sich das Vertrauen der Kinder erschlichen hat, reagiert er gewalttätig und löst damit eine Kettenreaktion aus, der er nichts entgegenzusetzen hat: unaufhaltsam frisst sich von diesem Tag an ein zerstörerisches Feuer in seine Beziehungen und seine materielle Existenz.

Es folgen panische Versuche, den Sturz ins Leere abzuwenden, aber schließlich landet Gregor doch in den Kellergewölben der Wohlstandsgesellschaft, wo er in ein Geflecht von undurchsichtigen Beziehungen und persönlichen Geheimnissen hineingezogen wird. Als selbst die Menschen, die ihm nahestehen, von den Verwicklungen erfasst werden, trifft Gregor eine radikale Entscheidung, um der Situation zu entkommen ...

»Die Schulter des Riesen« ist ein spannender Roman aus dem Deutschland der Gegenwart, der mit einem schonungslosen Gesellschaftsporträt beginnt, um schließlich mit ungewöhnlichen Einsichten in die menschliche Natur und das Wesen des Glücks zu überraschen.

Der Autor

Raffael J. Rauhenberg veröffentlichte sein erstes Buch »Zerschlag dein Spiegelbild« beim Verlag Jungbrunnen. Der Jugendroman wurde unter anderem in die Empfehlungsliste *Die besten 7 Bücher* von Focus/Deutschlandfunk aufgenommen (Juni 1996) sowie in die *Ehrenliste zum Österreichischen Jugendbuchpreis* (1997).

Neben beruflicher Tätigkeit in verschiedenen Branchen hat Raffael Rauhenberg als Schriftsteller überwiegend Auftragstexte verfasst. Derzeit ist er im Artenschutz tätig und führt in einem wichtigen Vogelschutzgebiet ornithologische Erhebungen durch.

Raffael Rauhenberg

Die Schulter des Riesen

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2019 Raffael Rauhenberg
Lektorat: Eva Núñez Nickel, M. A.
Umschlaggestaltung und Schriftsatz: Raffael Rauhenberg
Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN 978-3-7460-3697-7 (gebundene Ausgabe)
ISBN 978-3-7528-3491-8 (Taschenbuch)

1

Die Schlucht klaffte in der Landschaft wie eine offene Wunde. Direkt vor Gregors Füßen endete der weiche Teppich von Moos und Waldmarbeln abrupt, und jenseits der Kante stürzte die Felswand fast senkrecht ab. Zwanzig, dreißig Meter weiter unten glänzten massige, glattgeschliffene Steine wie urzeitliche Flusspferde. Ein silbergraues Rinnsal wand sich tänzelnd zwischen ihnen hindurch und erreichte schließlich die Ebene, die sich zu Gregors Linken ausbreitete. Auf der anderen Seite der Schlucht eine weitere Felswand, vom Wetter zerfurcht wie von einer gewaltigen Klaue, darüber Wald. Hier und da sah man zerzauste Latschenkiefern auf Vorsprüngen im Gestein, stahlblauen Wacholder, Strähnen von dürrem Gras.

Eine kraftlose Wintersonne von zartglühendem Apricot hatte schon dicht über dem Horizont gestanden, als Gregor den Aufstieg begonnen hatte. Schmale Pfade, die sich durch den Föhrenwald schlängelten, der köstliche Geruch der feuchten, schwarzen Erde, Gregors eigene Schritte, weich und fast unhörbar auf dem Nadelteppich. Zuletzt verschwamm der Weg in der Dunkelheit wie Tinte auf nassem Papier, Gregor stolperte über Wurzeln, suchte an rauer Borke Halt. Aber hier oben nun, mit dem Wald im Rücken, hatte er eine weite Landschaft vor sich, die noch die sanften Töne des schwindenden Tages zeigte. Es war Mitte Dezember, die letzten Wochen in der Stadt waren eisig gewesen, doch hier wehte der Föhn, und die Luft wirkte weich und sanft, fühlte sich an, als könnte man in ihr schwimmen. Wenige Meter vom Abgrund entfernt lag ein großer, flacher Stein, bewachsen von Moos, das nun ganz trocken war. Gregor setzte sich.

Er war früher schon hier gewesen, mehr als einmal, hatte auf demselben Stein gesessen, seinen Blick über die Landschaft schweifen lassen, über die einzelne Ortschaft, die ein paar Kilometer entfernt lag und die Jahr für Jahr weiter in die Ebene hineinwucherte. Feine Linien wuchsen aus dem Ort, einzelne, tastende Finger erst, dann weitere, sie schwollen an und griffen zu. Sein Motorrad, eine alte Gold Wing, hatte Gregor sonst direkt an der Landstraße abgestellt, am Fuß der Hügel, und er war nie länger als bis zum Sonnenuntergang hier geblieben, um rechtzeitig vor Einbruch der Dunkelheit wieder unten zu sein.

Heute war es ein Bus gewesen, der ihn von Querra hergebracht hatte, das Geld für die Fahrkarte hatte er sich erbettelt. Von der Haltestelle bis zu den Hügeln war er lange gelaufen, eine Stunde, vielleicht mehr. Er würde den Weg nicht zurückgehen müssen, heute nicht, morgen nicht. Es würde dunkel werden, und um der Dunkelheit willen war er gekommen.

Irgendwann, in zehn Minuten vielleicht oder in drei Stunden, würde das Bild vor seinen Augen verlöschen. Bäume, Felsen, Himmel, Ebene, der Geruch des Waldbodens und das leise Rauschen am Grunde der Schlucht, das Geräusch seines eigenen Atems und das schwache Brennen der Wunde an seiner linken Hand, alles würde in sich zusammenstürzen. Und dann wäre – vielleicht – nichts mehr.

Gregor Bach war vierunddreißig Jahre alt. Er war hierhergekommen, um seinen Absturz, der vor wenigen Monaten begonnen hatte, zu Ende zu bringen. Sein Weg nach unten: wie ein Stolpern auf einem breiten Pfad im Gebirge, überraschend und unnötig, ein panisches Rudern mit den Armen, und dann das lange, qualvolle Kollern über den zerklüfteten Abhang, eine endlose Reihe von schmerzhaften Schlägen, während zerschundene Hände vergeblich nach dürren Sträuchern langten. Vom ersten Tag an war es ihm unmöglich gewesen, einen Halt zu finden, sich zu fangen. Nun würde er noch einmal fallen. Doch diesmal wäre es kein Sturz in immer neue Qualen; diesmal gäbe es einen Aufprall – und ein Ende.

Der Gedanke an dieses Ende machte Gregor keine Angst. Angst machte ihm das Leben, das er hinter sich gelassen hatte. Dahin zurückzukehren war unvorstellbar. Und nach dem Ende? Seit vielen Jahren hatte für Gregor festgestanden, dass jenseits des Todes nur ein Nichts wartete, und auch während er hierherauf gestiegen war, hatte er keinen Moment daran gezweifelt. Doch beim Blick in die Tiefe, auf die große Felsplatte dort unten, war ihm eines klar geworden: In jenem Sekundenbruchteil, in dem sein Körper zerschlagen würde, würden auch all seine Überzeugungen, seine Gewissheiten bedeutungslos. Mit dem Sprung vom weichen Teppich aus Moos und Waldmarbeln würde er eine Tür aufstoßen, und dahinter wartete nur die große Ungewissheit, die ihn unweigerlich in sich aufsaugen würde.

Die Angst würde noch über ihn kommen, in zehn Minuten vielleicht oder in drei Stunden, wenn er das nächste Mal in den Abgrund blickte. Keine Angst vor dem Tod, aber davor, ihn selbst herbeizuführen, gegen alle Instinkte. Mit Angst hatte er gerech-

net, mit ihr würde er fertig werden. Doch etwas anderes hatte ihn hier oben ganz unvermutet erfasst: ein Anflug von Traurigkeit darüber, dass er mit seinem Sprung in die Tiefe die schönen, dunklen Gestalten der Bäume, diese drohende, lockende Schlucht, den lauen Wind zerstören würde. Die anderen, die weiterlebten, würden ihre kleine Welt bewahren, aber das, was nun durch seine Sinne strömte, in ihm erst Gestalt annahm, wäre für immer verloren.

Gregors Entschluss stand fest. Die Gegenwart war flüchtig, ein trügerischer Augenblick, auf den man nicht bauen konnte. Ein Augenblick nur, eingezwängt zwischen einer hässlichen Vergangenheit und einer elenden Zukunft.

Gregor konnte noch immer nicht fassen, was ihm widerfahren war. Hundertmal hatte er im Geist schon alles durchgespielt, hatte nachträglich nach Auswegen gesucht. Behutsam hatte er sich durch seine Erinnerungen getastet, aufmerksam und auf jedes Detail bedacht, als hätte er die Vergangenheit im Nachhinein ändern können. Dabei präsentierten sich ihm die wenigen Tage, die zum Verhängnis geführt hatten, nur als ein Aufblitzen kurzer Szenen, als überraschende Folge von beiläufigem Gelächter und beiläufiger Gewalt; grelle Schnappschüsse aus einem Festsaal voll wogender Heiterkeit, in dem die gedankenlose Grobheit eines Gastes wilde und unkontrollierbare Reaktionen provozierte, bis die Stimmung schließlich in bestürztes Schweigen kippte.

Niemand anders als er selbst hatte die Ereignisse angestoßen. Er selbst hatte den fatalen Fehler begangen, an jenem heißen Septembernachmittag, als er so unbeherrscht gewesen war, ja brutal. Und er hatte eine kleine Liederlichkeit in seinem Leben geduldet, etwas vor sich her geschoben, was er längst hätte erledigen sollen. So hatte der Absturz begonnen, und dann hatte er, Gregor Bach, keinen Halt mehr gefunden – so wenig wie er heute einen Halt fände, wenn er sich erst vom weichen Teppich aus Moos und Waldmarbeln gelöst hätte.

2

Er hatte einen Fehler begangen an jenem heißen Nachmittag im September, als er die junge Frau, die seine Kinder übertölpelt hatte, an den Haaren aus seiner Wohnung schleifte, sie über den Jugendstil-Terrazzo zog, auf die harte Straße warf.

Die Sonne brannte auf den Lederanzug, auf den visierlosen Helm, von unten glühte der Asphalt, aber der Fahrtwind war frisch. Am Straßenrand gab es ein paar gefährliche Schlaglöcher, sie wirkten wie herausgefressen. Die Gold Wing glitt mit einem tiefen, satten Brummen voran, strahlte so etwas wie Zufriedenheit aus. Es war drei Uhr nachmittags, und für Gregor Bach leuchtete die Welt in klaren, hellen Farben. Im Betrieb hatte man vor zwei Wochen auf Kurzarbeit umgestellt und so war Gregor heute wieder zeitig dem ungeliebten Geruch von glühendem Silber entkommen und in diese grandiose Plattenbau-Landschaft eingetaucht, diese zynische Karikatur einer modernen Stadt. Er hätte einen anderen Weg durch Querra wählen können, aber ihn faszinierte dieses Viertel, weil die Hässlichkeit hier gellend aufschrie und ins Bizarre umschlug, die Schrecken der Moderne zum Monument erstarrten. Vorne Reihen von täppischen Quadern, perfekt in ihrer Primitivität, hinten drei hochragende Türme mit gezackten Kanten wie Sägemesser: Fußvolk und Generäle einer Armee, die gekommen war um zu erobern, zu unterwerfen. Doch die Quader und Türme dienten als Häuser, waren bewohnt, und die Bewohner hatten sich abgefunden mit grauer Farbe, die überall Blasen warf, herunterblätterte, mit Löchern in der Türverglasung, von denen Risse wie halbfertige Spinnennetze ausstrahlten, mit verbeulten, angerosteten Müllcontainern. An den Sockeln der Wohnblocks die immer gleichen Sprühereien, größenwahnsinnige, in allen Farben schreiende Autogramme, um die nie jemand gebeten hatte; darüber Reihe um Reihe von schmucklosen Fenstern, Balkone wie idiotisch aufgeklappte Kiefer. Hier durchzufahren war eine Art Elendstourismus, und Gregor hatte kein schlechtes Gewissen dabei. Der makellose Himmel gab ihm recht, wie ein großes, blaues Lachen wölbte er sich über all die Hässlichkeit.

Auf einer zertrampelten Rasenfläche lungerten fünf oder sechs Jugendliche herum, in ausgebeulten Lederjacken, zerschlissenen Jeans, die Augenbrauen, Ohren, Nasen vollgeklammert mit dem metallischen Flitterschmuck eines heruntergekommenen Stammes. Sie tranken Bier aus der Flasche, rauchten. Neben ihnen ein wachsamer, kleiner Hund, weiß und nussbraun gefleckt, mit großen Hängeohren und kurzen Beinen, sein Blick folgte dem vorbeifahrenden Motorrad. Die jungen Leute hätten sich ein paar Eimer Farbe besorgen können, eine Leiter, hätten in eine Bibliothek gehen können und Ideen aus Kunstbänden klauen. Was konnte man nicht alles anstellen mit Pinsel und Farbe, auch wenn man vom Malen keine Ahnung hatte, einfach nur ein bisschen Geduld und

guten Willen mitbrachte? Die stummen, rätselhaften Welten der *Pittura metafisica* könnten sich wie erstarrte Träume auf den untersten Metern der Wohnblocks ausbreiten, naive Urwälder voller Gefahren, ja selbst die provokante Utopie einer Stadt, in der spitze Giebel himmelwärts stachen, barocke Wohnbrücken unter ihrem eigenen Gewicht zusammenzubrechen drohten. Aber die Halbwüchsigen hier waren nicht aufgeweckter als ihre Eltern, stumpf wie angelaufene Zinnfiguren, und diese Umgebung war die Buße, die sie alle verdienten.

Gregor erreichte sein eigenes Viertel, wo stilvoll restaurierte Altbauten eine kleine Insel der Schönheit bildeten, und wo der Wohlstand so selbstverständlich war, dass man weder mit ihm prahlen noch ihn verstecken musste. Seine beiden Söhne wären schon von der Ferienbetreuung zurück, hätten sich das vorgekochte Essen aufgewärmt; natürlich den Herd wieder abgeschaltet, das Geschirr weggeräumt. Robert und Alex waren sechs und acht, aber man konnte sie bedenkenlos allein lassen. Selbstverständlich machten sie Dummheiten, doch das war nichts gegen die herrlich barbarischen Dummheiten, die sie mit ihm gemeinsam machten. Heute würde er sie wieder ins Auto setzen und mit ihnen rausfahren, zu dem großen Wald vor der Stadt. Dort konnte man sich verlaufen, konnte sich stundenlang durch wucherndes Gestrüpp kämpfen, ohne einem Menschen zu begegnen. Sie mochten die Stelle, wo sich die Lemmach in träge, fast unbewegte Wasserläufe teilte, wo die Landschaft urtümlich war und zu einer anderen Zeit zu gehören schien. Wo die Gegenwart verblasste und alte Instinkte ans Licht kommen durften, wie Raubzeug, das man aus dem Käfig ließ. Im Schatten des Blätterdachs waren die Seitenarme schwarz, wirkten bedrohlich, aber das Wasser war klar und nicht tief.

Dort draußen spielten sie »wilde Tiere«, die Jungs waren ganz verrückt danach. Sie bekamen einen Vorsprung, und dann schlich Gregor hinter ihnen her. Er musste sie im Auge behalten, ohne selbst gesehen und gehört zu werden, pirschte an ihnen vorbei und lauerte ihnen auf. Mit einem animalischen Laut brach er plötzlich zwischen Sträuchern hervor, war *Tyrannosaurus rex*, blutrünstig, getrieben von Mordgier, und die beiden waren kleine Bären oder irgendetwas anderes und liefen kreischend davon. Er hetzte sie erbarmungslos, der schwere, dumpfe Klang seiner Schritte verbreitete Schrecken, und erst wenn er nahe genug war, um sie zu packen, strauchelte er absichtlich oder verhedderte sich scheinbar im Gebüsch, um ihnen einen neuen Vorsprung zu geben; brüllte aber zornig, während die Beute das Weite suchte.

Zweige peitschten ihnen ins Gesicht, Brombeerranken rissen an den Kleidern, alle keuchten vor Anstrengung, doch dieses Spiel war ernst und es blieb keine Zeit für Wehleidigkeiten. Gregor war beinahe süchtig nach diesem Zustand, in dem er kaum mehr zu denken brauchte als ein Raubsaurier mit einem holzapfelgroßen Gehirn: Alle Energie war in seinem Körper, in seinen Muskeln, Sehnen, Kiefern, Augen. Seine Wahrnehmung war eingeengt auf einen schmalen Tunnel, aber in diesem Tunnel sah, hörte und roch er alles, er hätte den Kindern mit der Nase folgen können.

Irgendwann ging den beiden die Puste aus, und Gregor fiel über sie her. Früher hatte er sich dann in einem Hosenbein festgebissen und seine Beute ein paar Meter durch den Wald geschleift, den Geschmack von dreckigem Stoff im Mund, aber dafür waren die Kleinen mittlerweile zu schwer, und so musste er sie an Ort und Stelle auffressen. Gregors Hände wurden zu einem gierigen Maul, er biss die Tierchen dorthin, wo sie kitzlig waren, in die Seiten oder in den Nacken, und sie konnten nicht auf Schonung hoffen. Robert, den sie gerne Rocky nannten, weil er sich ständig prügelte, ließ sich nicht einfach fressen, er krallte sich eines von Tyrannosaurus' Ohren, zog ihn herunter und biss zurück. Schlagartig konnte er böse werden, anfangen zu schreien und um sich zu schlagen, und dann kicherte er plötzlich wieder drauflos, während sein Verstand orientierungslos an der unscharfen Grenze zwischen Spiel und Ernst umherirrte.

Zuletzt packte Gregor die beiden um die Mitte, trug sie unter den Armen davon wie kleine Mehlsäcke, einen links, einen rechts, während tief aus seiner Kehle ein schreckliches Röhren drang. Gewöhnlich musste er nicht lange gehen, um auf einen der dunklen Bachläufe zu stoßen, und am Ufer angekommen warf er die zappligen Dinger im hohen Bogen ins Wasser. Gewaltiges Geplatsche und Gespritze, und natürlich quiekten die Kleinen, weil das Wasser ein bisschen kühl war. Aber sie schwammen wie junge Otter und Gregor musste keine Angst um sie haben. Er sprang ihnen nach, kreischend stoben sie auseinander, denn sie waren schon genug gebissen worden. Die nassen Kleider waren schwer, man kam kaum von der Stelle, und so warfen sie ein Stück nach dem anderen ans Ufer. Dann war Gregor der Weiße Hai, und die Jungs waren kleine, blasse Fische, die vor seinen Augen in der dunklen Tiefe verschwanden, um ganz woanders wieder aufzutauchen. Wenn die gebleckten Zähne sich näherten, die bösen, weit aufgerissenen Augen, verfiel Alex mitunter in ein hysterisches Kreischen, nur Rocky ließ sich keine Angst einjagen. Ganz plötzlich

konnte das Blatt sich wenden, Rocky und Alex wollten Piranhas sein, und Gregor war das plumpe, alte Walross, das um sein Leben paddeln musste. Die beiden waren flink im Wasser, und wenn die kleinen Köpfe unter der Oberfläche verschwanden und Gregor nicht aufpasste, war er geliefert. Sie kamen von beiden Seiten, vier kleine Hände wurden zu Raubfischmäulern mit messerscharfen Zähnen, einer hing an seiner Wade, der andere biss sich mit den Fingernägeln am Arm oder an der Schulter fest, und dann versuchten sie, ihn in die Tiefe hinabzuziehen.

Manchmal vergaß eines der Kinder endgültig, dass es ein Spiel war, versank in animalischen Instinkten wie ein Stück Treibholz in einem Wasserstrudel, und hinterher hatte Gregor tagelang rote Kreise aus lauter kleinen Zähnen auf der Haut. Die Jagdszenen zogen sich nie länger als eine Stunde hin, dann waren alle am Ende, wurden friedlich, wollten wieder Menschen sein und keine wilden Tiere mehr.

Auf dem Weg nach Hause saßen die Jungs in Decken gewickelt auf der Rückbank, mit roten Köpfen und müden, fiebrig glänzenden Augen. Gregor selbst saß in tropfnassen Kleidern hinter dem Steuer, eine Plastikfolie über dem Sitz, und hatte das Gefühl, der beste aller Väter zu sein. Beatrice, seine Frau, schimpfte zuhause ein wenig, sagte, er würde kleine Bestien aus den Kindern machen; betrachtete kopfschüttelnd die angeschrammten, dreckverkrusteten Bälger, die am Morgen noch als adrette Knaben aus dem Haus marschiert waren. »Wollt ihr kleine Bestien sein?«, fragte Gregor dann die Jungs, und natürlich wollten sie und fielen mit letzter Kraft über ihre Mutter her.

An anderen Tagen konnte er die beiden nicht aushalten, dann setzte er sich auf seine Maschine und fuhr allein hinaus, oder er blätterte stundenlang in Zeitschriften für Kunsthandwerk, in schönen Bildbänden, wandelte im Geiste durch verlorene Paradiese. Er verlangte, in Ruhe gelassen zu werden, und wenn eines der Kinder doch etwas von ihm wollte, herrschte er es an, wurde grob. Robert und Alex waren dann beleidigt, verstanden scheinbar die Welt nicht mehr, aber Gregor hatte das Gefühl, im Recht zu sein.

Doch heute, an diesem wunderbar heißen Septembernachmittag, würden sie wieder mit einem Raubtiersprung über zehntausend Jahre Zivilisation hinwegsetzen, ihre Menschengewänder abstreifen, zusammen mit ihren Manieren, um sich mit Knurren, Fauchen, Zähneblecken zu verständigen. Gregor parkte die Maschine vor der Haustür, nahm den Helm ab, die Luft flimmerte um

die Auspuffe. Über dem Parkstreifen lag der schwermütige Geruch von Abgasen und heißem Gummi.

Im Hausflur war es kühl. Durch die hohen, schmalen Fenster mit den farbigen Bleiverglasungen fiel gedämpftes Licht ein, der Strauß, den die Nachbarin auf einen Blumentisch vor ihrer Wohnungstür gestellt hatte, verströmte einen unaufdringlichen, herben Duft. Für Gregor der geliebte, stille Weg von der zerfahrenen Außenwelt ins heitere Zentrum seiner Existenz.

Ganz leise drückte Gregor die Klinke seiner eigenen Tür, bereit zu einem Überraschungsangriff auf die kleinen Bären, doch als er eintrat, war ihm im ersten Augenblick, als hätte er sich in der Wohnung geirrt. Von der Eingangstür führte ein kurzer Flur direkt ins Esszimmer, und dort stand eine junge, völlig verwahrloste Frau mit einem Laib Brot in der Hand. Die Hand, die das Brot hielt, war knochig, man sah jede Sehne, jede Ader, die Haare waren ungepflegt, lang, auf einer Seite zu einem dünnen Zopf geflochten. Die Kleidung war abgetragen, schmuddelig. Die Frau stand da wie festgefroren, sah Gregor an. Die Wände des Flurs rahmten ihre Gestalt ein, und mit ihrer gelblich grauen Haut und den großen dunklen Feldern unter den Augen glich sie einer von Rosso Fiorentinos abartigen Madonnen. Doch Gregor war nicht in der falschen Wohnung: Der Teppich, auf dem sie stand, war sein Teppich, die Bilder an den Wänden waren seine Bilder.

Mit wenigen Schritten war Gregor im Esszimmer, seine Jungs saßen am Tisch, Teller mit Broten vor sich, Rocky hatte den Mund mit Nutella verschmiert. Auch die beiden waren erstarrt, waren Teil dieses absurden Schnappschusses geworden. Es gab einen dritten Teller, darauf ein angebissenes Brot, über der Stuhllehne hing eine zerschlissene Umhängetasche aus Jute oder einem ähnlichen Material. Diese Frau, die in seinem Leben aufgetaucht war wie ein widerwärtiger Spuk, stand immer noch da, sah ihn an, und schließlich zuckte sie die Schultern. »Was siehst du mich so an, Mann? Da kann man ja echt Angst kriegen.«

»Du musst keine Angst haben«, sagte Rocky überraschend gelassen, indem er aus seiner Erstarrung erwachte. »Unser Papa ist harmlos.«

»Was hast du hier zu suchen?« Gregors Stimme war leise. Sie hörte sich an, als spräche ein anderer; fühlte sich an, als brächte sie etwas mit aus der Tiefe. »Was machst du mit meinen Kindern?«

Sie trat einen Schritt zurück, hob abwehrend die Hände. »Nichts, Mann, gar nichts ...«

»Die Frau wollte ein bisschen Geld, weil sie Hunger hat«, er-

klärte Alex mit fadendünner Stimme. »Da haben wir ihr zu essen gegeben.«

»Sie wollte ein bisschen Geld«, wiederholte Gregor leise. Sein Blick glitt noch einmal über die hagere Gestalt, und plötzlich war ihm alles klar. Er fasste die Frau am Handgelenk, sie wollte sich losmachen, aber er zog sie grob zu sich her und schob den Ärmel ihrer zerschlissenen Bluse nach oben. Von der Armbeuge bis zum Handgelenk alles blaugrün und gelb, die Venen entzündet, eingetrockneter Eiter, verkrustetes Blut: Diese Frau hing an der Nadel.

Die ganze Hitze dieses Septembertages schien auf Gregor einzustürzen, das Blut pochte in seinem Kopf, er fühlte, wie ihm Schweiß über die Stirn lief. Da stand dieses Weibsstück, glotzte blöd und sagte: Was siehst du mich so an, Mann. Es spielte überhaupt keine Rolle mehr, ob sie mittlerweile jede erreichbare Schublade durchwühlt hatte, ob aus ihrer Jutetasche vielleicht eine dreckige Injektionsnadel herausstach, weit genug, um einen seiner Jungs im Vorbeigehen zu einem elenden Leben zu verdammen. *Was siehst du mich so an, Mann.* Wie konnte sie es wagen?

Gregors Stimme, fremder denn je, sprang der Frau ins Gesicht. Gregor wusste nicht, was er dieser abstoßenden Person alles entgegenschrie, aber das Esszimmer dröhnte von seinem Gebrüll, während er sie am Handgelenk nach draußen zog, wie man einen Karren übers Feld zieht. Die Frau schrie, wehrte sich, Robert und Alex schrien, verlangten, dass er ihren Gast losließe, Gregor schrie alle drei an, schrie am lautesten, und bei der Wohnungstür rutschte das Handgelenk irgendwie aus seinem Griff. Die Frau stolperte, wollte sich wieder aufrappeln, Gregor langte nach ihr, bekam ihre fettigen Haare zu fassen und schleifte sie ohne Umstände über den Jugendstil-Terrazzo zur Haustür, während sie sich kreischend am Boden wand und versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Er riss die Tür auf, packte die Frau unter den Armen und warf sie regelrecht hinaus, sie stolperte halb und stürzte halb die zwei Stufen zum Gehsteig hinunter, um schließlich der Länge nach hinzufallen. Gregor hastete zurück zur Wohnung, umnebelt von Zorn, riss die Jutetasche von der Stuhllehne, trug sie zur Haustür und schleuderte sie der Frau entgegen. Sie saß auf dem Asphalt, heulte, hielt sich den Ellbogen, während die Jutetasche überraschend elegant an ihr vorbeirotierte.

»Hör auf zu flennen und lass dich nie wieder hier blicken, du elendes Stück Dreck!«

Sie begann die Habseligkeiten, die aus ihrer Tasche gefallen waren, wieder einzusammeln, und Gregor schloss behutsam die Tür

mit der kunstvollen Verglasung. Trennte fein säuberlich das Drinnen vom Draußen, das Schöne vom Hässlichen. Seine Söhne standen vor der Wohnungstür und heulten, die Augen gerötet und glasig, die weinenden Münder zur Form von Löffelbiskuits verzerrt. Rocky beschimpfte seinen Vater, Alex wandte sich ab, als Gregor ihn ansprach. Gregor fasste ihn am Kinn und drehte den kleinen Kopf zu sich her. »Wie oft hat man euch gesagt, ihr dürft niemanden reinlassen, ihr Wahnsinnigen! Habt ihr nicht gesehen, was für eine Frau das ist? Wisst ihr nicht, was ihr euch bei diesen Junkies alles holen könnt? Ich glaube, ihr habt den Verstand verloren, ihr kleinen Idioten!«

»Die Frau hatte Hunger und das war überhaupt keine böse Frau!«, protestierte Alex. Der Satz stieg auf wie eine Silvesterrakete, endete in spitzem, hysterischem Gequieke. Dann fing Alex wieder ganz unten an, zündete die nächste Rakete: »Du bist böse, du hast sie an den Haaren gerissen!« Gregor riss der Geduldsfaden, er schickte die beiden ins Zimmer und verlangte, dass sie sich heute nicht mehr blicken ließen.

Wieder in der Wohnung schnappte er sich einen Müllsack und begann, den Tisch abzuräumen. Teller, Brote, Messer, Nutella, Butter, er wollte nichts mehr davon sehen, und er war nahe daran, den Tisch auf die Seite zu legen, ihm die Beine abzubrechen und die Einzelteile aus dem Fenster zu werfen. Er ging in die Küche und riss die Schublade auf, in der immer etwas Bargeld lag, hundert Euro vielleicht, und natürlich war das Geld weg. Man hatte in der Lade herumgewühlt, dürre, sehnige Finger mit hasenzahngelben Nägeln hatten nach Brauchbarem gesucht, und jetzt lagen nur noch ein paar kleine Münzen verstreut zwischen dem restlichen Inhalt.

Gregor rannte zum Ausgang, stürzte aus dem Haus. Die Frau war weg; nur zwei gebrauchte Papiertaschentücher lagen noch auf dem Gehsteig, ein zerknitterter Notizzettel und, groteskerweise, eine halbe Zitrone. Es war besser so. Besser für alle. Immer noch tobte die Wut in Gregor wie ein gereizter Pavian in seinem Käfig, suchte vergeblich nach einem Auslass. Gregor hob den Zettel auf, eine Telefonnummer war darauf notiert. Er griff nach seinem Handy und gab die Nummer ein, ohne die geringste Vorstellung, was er dem Menschen am anderen Ende der Leitung eigentlich sagen wollte, entgegenschreien wollte. Gregor ließ es lange läuten, aber niemand meldete sich, und schließlich konnte er wieder so klar denken, dass er das abstruse Unterfangen aufgab, den Zettel zerknüllte und in den nächsten Gully warf.

Als Beatrice zwei Stunden später von der Arbeit nach Hause kam, rannten Alex und Robert zur Tür, ohne ihren Vater eines Blickes zu würdigen. Gregor saß am Esstisch, den er zweimal mit Spiritus desinfiziert hatte, anstatt ihn zu zerstören, vor sich hatte er eine alte Ausgabe von *Kunsthandwerk & Design* liegen. Er rauchte, starrte in die Luft; der Tisch roch alkoholisch-sauer, wie frischer Hefeteig. Die Jungs petzten sofort, stellten ihn als Gewalttäter dar, der ihre Freundin – ihre Freundin! – wie einen Sack aus der Wohnung geschleift und im hohen Bogen auf die Straße geworfen hätte. Suchten sich mit kindlicher Unverschämtheit eine Alliierte, mit der sie gegen ihn vorrücken könnten.

Beatrice hatte hochrote Wangen, als sie ins Esszimmer kam, sie nahm ihm die Zeitschrift weg und schlug sie zu, dann fiel sie über ihn her. Gregor sah seine Frau an, interessiert, aber gelassen. Sie war groß, ebenso groß wie er selbst, schlank, bei den Hüften weitete sich die Figur nur ein wenig, nicht zu viel. Die Lippen waren von Natur aus rot, Bea brauchte sie nie zu schminken. Ihr Kinn war kurz, aber ungewöhnlich spitz, heute noch spitzer als sonst; es wirkte gefährlich, und das mochte Gregor. Sie redete, war aufgebracht, Gregor sah sie nur an.

»Willst du mir vielleicht antworten? Willst du vielleicht etwas dazu sagen?« Hinter ihr ein Amazonenheer mit blitzenden Speeren.

»Nein, du machst mich sprachlos. Du bist schön. Du bist so eine geile Frau.« Gregor hatte Lust, ein wenig mit Bea zu streiten, die Kinder konnten ruhig dabei sein, und er hatte Lust, sich später im Bett mit ihr zu versöhnen, was der tiefere Sinn des Ganzen war.

Beatrice hatte keine Lust. Gregor begriff es in einem Augenblick, noch bevor sie die passenden Worte gefunden hatte. Ihr Blick genügte. Er hob die Hände, ergab sich. »Es tut mir leid. Ja, es tut mir leid, dass unsere Söhne eine Fiorentino-Madonna für ihre Freundin hielten …«

»Eine was?!«

»Eine Drogensüchtige!« Er schilderte, was vorgefallen war, kurz, aber in grellen Farben.

»Und du musstest sie an den Haaren aus der Wohnung schleifen? Vor den Kindern! Bist du noch zu retten?« Ihre Lippen zitterten vor Zorn.

»Es tut mir leid! Ja, es tut mir leid, dass ich keine Zeit hatte, die Kinder vorher wegzuschicken!«

»Hör – auf – mich – zu – verarschen!«

Stakkato-Sätze waren die letzte Warnung. Wie das Hissen der

roten Flagge, bevor das Meer sich in ein Ungeheuer verwandelte. Gregor erhob sich und fasste Beatrice an den Oberarmen, aber sie stand da wie aus Eisen gegossen, nur die blaugrauen Augen tasteten über sein Gesicht; sahen ihn an, als wäre er ein Fremder.

»Zum dritten und letzten Mal: Es tut mir leid. Was kann ich dafür, dass die Politiker in diesem Land nur mit sich selbst beschäftigt sind? Dass die Bullen sich täglich eine Dosis Weichspüler in ihren Kaffee kippen und wir mit solchen Typen allein gelassen werden? Weißt du, was alles hätte passieren können? Ich hab den Kopf verloren. Du kennst mich.«

Beatrice atmete zwischen den Zähnen aus. »Manchmal weiß ich nicht, ob ich dich kenne.«

Die Stimmung blieb schlecht; ein leises, unheilvolles Brodeln unter dem Deckel. Gregor starrte den ganzen Abend auf ein und dieselbe Doppelseite von *Kunsthandwerk & Design*, las nicht, nippte an seinem Whiskey und fragte sich, ob er dieses Zeug mit dem Geschmack nach Rauch und Leder jemals gemocht hatte. Robert und Alex spielten direkt vor seinen Füßen Motorradquartett, und die Gold Wings hatten plötzlich nur noch 12 oder 15 PS, Höchstgeschwindigkeit 32 km/h. Sie waren leise, provozierten nicht, aber sie blieben in seiner Nähe, damit er ja merkte, wie sie ihn ignorierten. Beatrice war zu einer Freundin gegangen, fraglos eine sehr vernünftige Idee. »Bist du sicher, dass ich euch drei allein lassen kann?«, hatte sie gefragt, schon in den Schuhen. Hatte ihn entmündigt mit einem Satz.

»Ich bin überhaupt nicht sicher. Du kennst mich ja.«

Beatrice fand es nicht lustig, sie lächelte nicht einmal. Dann war sie weg.

Gregor rief seinen Freund Leo an, fragte, ob Robert und Alex ein paar Tage lang den frühen Nachmittag bei ihm verbringen könnten; nur bis die Schule wieder anfinge. Leo hatte nichts dagegen, Nadja, seine Frau, meinte: »Zwei mehr oder eins weniger, wem fällt das noch auf? Wir haben sowieso längst den Überblick verloren.« So war zumindest das geregelt. Den Grund dafür würde er seinen Freunden später erklären. Wie er das anstellen sollte, vor allem bei Leo, war eine andere Frage.

Im Laufe des Abends rief Gregor von seinem Handy noch zweimal die Nummer an, die auf dem zerknitterten Notizzettel gestanden hatte, aus Langeweile, Neugier, aber niemand meldete sich. Er konnte nicht sagen, dass er ein schlechtes Gewissen hatte. Natürlich war es überflüssig gewesen, so mit der Frau umzuspringen,

ein Wort hätte genügt, und sie wäre gegangen. *Bin schon weg, Mann, reg dich nicht auf.* Natürlich war die Frau krank, brauchte Hilfe, hatte eine schreckliche Kindheit in diesem Viertel mit den grauen Wohnblocks hinter sich, und außerdem hatte sie sich längst das Hirn kaputtgespritzt und musste sowieso als unzurechnungsfähig gelten. Sie blickte zurück auf ihr bisheriges Leben und sah nur einen traurigen Haufen Unrat. Aber jedes Mal, wenn Gregor sich auf ein Gefühl von Bedauern einließ, sprang ihn die Wut von neuem an. Niemand musste Drogen nehmen, und wenn er es doch tat, dann sollte er gefälligst in seiner eigenen, dreckigen Welt bleiben, sich irgendwo zwischen verbeulten Müllcontainern in eine bessere Wirklichkeit spritzen. Wenn er hingegen die Unverschämtheit besaß, sich das Vertrauen kleiner Kinder zu erschleichen, um die elterliche Wohnung auszuräumen, durfte er sich nicht wundern, dass anständige Leute die Beherrschung verloren.

Gregor wachte nicht auf, als seine Frau zurückkam. Aber dann fühlte er das Gewicht eines Körpers auf seinem eigenen, spürte den Busen an seiner Brust, kam langsam zu sich, und natürlich war sie nackt. Irgendwie wurde er seinen Pyjama los, wurde gebissen, fest, er biss zurück, und dann war der Streit vergessen, und alles andere war auch vergessen.

✵

Die Wohnung erstreckte sich über zwei Geschosse. Das Haus, um 1910 in gemäßigtem, eher geometrischem Jugendstil erbaut, war außen wie innen gefühlvoll restauriert worden, und ein weniger gediegenes Ambiente hätte Gregor auch als Zumutung empfunden. Alles strahlte Eleganz aus, besaß einen feinen, heiteren Charme: die hohen Türen mit den aufwendigen Kassettenfüllungen und den grazilen, polierten Messingklinken; das Massivparkett aus Ahorn, Esche, Eiche, das die ganze Wohnung mit diskreten Mustern durchzog; die Badfliesen mit ihren leicht abstrakten Blumenranken, farbig, aber nicht schreiend, kunstvoll, aber nicht verschnörkelt.

Möbel und Lampen waren neu, zumeist von Grange oder Domicil, eher schlicht und keiner bestimmten Epoche zuzuordnen, aber sie zeugten von solider Handwerkskunst und einem klaren Sinn für Stil und Proportionen. Die Kinder hatten aufzupassen, hier wurden keine Wände bemalt, hier schrammte man nicht mit Spielzeuglastern gegen Türstöcke. Austoben konnten sie sich

draußen, konnten ihre Kleider ruinieren und sich Beulen holen, das war ihr gutes Recht.

Beim Frühstück waren Beatrice und Gregor bester Laune, bloß die Jungs schienen noch eingeschnappt, sprachen nur miteinander.

»Robert, Alex«, sagte Gregor irgendwann. »Was haltet ihr davon, wenn ihr am Nachmittag zu Leo geht, die nächsten Tage? Wenn ich von der Arbeit komme, hol ich euch ab. Sobald die Schule anfängt, könnt ihr ja dort in die Nachmittagsbetreuung. Wär das was? Damit wir nicht noch mal so ein Drama erleben wie gestern.«

Robert und Alex sahen Gregor nicht einmal an. Bea sagte nichts, lächelte vor sich hin. Gregor stand auf, ging in die Küche und kam mit einem Glas Mixed Pickles wieder zurück.

Bea zog die Stirn kraus. »Zum Frühstück?«

»Sauer macht lustig.« Ein leises *Plopp*, und das Glas war offen.

»Um Gottes willen!«

Ein unbedachter Blick von Robert verriet seine Neugier, aber offen zeigte er sie nicht; stur wie eine Katze, die die Ohren nach hinten drehte, wenn man sie ansprach, aber um nichts in der Welt hersehen würde. Gregor fischte zwei Maiskölbchen aus dem Glas, schob sich jeweils das dicke Ende unter die Oberlippe, eins links, eins rechts. Hauer. Er riss die Augen auf, glotzte blöd und begann langsam den Kopf auf und ab zu wiegen, während er ein tiefes, kehliges Geräusch von sich gab. »Hwuu-haa, hwuu-haa ...«

Die Kinder hockten in ihren schalldichten Schmollwinkeln, Robert schmierte sich sein Brot mit der Konzentration eines Wissenschaftlers, der ein haariges Experiment vorbereitete. Aber mit einem Mal platzte der Trotz wie eine Seifenblase, läppisches Gekicher ergoss sich über den Tisch wie ein Schwall von bunten Holzperlen.

»Säbelzahntiger«, stellte Alex schließlich fest. Ein rascher Seitenblick zu seinem kleinen Bruder, um sich zu versichern, dass er kein Verräter war. Aber Robert kicherte nach wie vor. Bea rührte wortlos ihren Kaffee um, das Geschehen fest im Blick.

Gregor wiegte den Kopf in weiten Schwüngen hin und her, immer noch blöde glotzend. »Hwuu-haa, hwuu-haa, ...«

»Papa ist das Walross«, sagte Rocky, und das Walross nickte aufgeregt. »Hwuha-hwuha-hwuha ...«

»Ich will Dracula sein.« Rocky holte ebenfalls zwei Maiskolben aus dem Glas, aber die Vampirzähne wollten nicht halten.

»Ich bin der Schrecken des Amazonas.« Alex angelte sich zwei Gürkchen, grüne, noppige Zähne wurden eingesetzt, die Augen

wurden schmal. Zorniges Gurgeln. »Grünpfahn, der Sfrecken der Tiefe! Angft, ja?«

Das Walross klappte vor Schreck seine Hauer hoch, zog sie mit schnellen Bissen in den Mund, schluckte hastig. »Angft, ja!«

Die widerspenstigen Vampirzähne wurden ebenfalls verspeist, der Sfrecken der Tiefe gurgelte bedrohlich. Schließlich kam Robert auf das zu sprechen, was ihn immer noch bekümmerte; nahm den Deckel ab, und die eingesperrte Empörung quoll siedend heiß hervor. »Aber wenn unsere Freundin noch mal zu Besuch kommt, musst du dich entschuldigen. Das war schweinefies von dir. Du hast mich tief enttäuscht.«

Bea lachte.

»Weißt du was, mein Süßer?«, sagte Gregor im mildesten Ton.

»Hm?« Große, erwartungsvolle Augen.

»Du vergisst jetzt die ganze Sache, und wenn sie dir doch mal einfällt, hältst du einfach die Schnauze, ja?«

»Gregor!« Bea neben ihm im Vorwurf erstarrt. Von ihrem Messer tropfte Honig.

»Das sagt man nicht, Papa.« Robert, mit erhobenem Zeigefinger. »Mami hat es verboten.«

»Oh! Mami hat natürlich recht. Mami ist der Dompteur. Jetzt sagst du's einfach auch mal, dann sind wir quitt.«

»Halt die Schnauze, Papa.«

»Darf ich auch?« Alex, höflich wie immer.

»Also gut. Wenn wir hier schon Rotzbengel züchten, dann gleich richtig.« Bea neben ihm gespannt wie eine Klaviersaite; gestimmt auf einen ziemlich schrillen Ton.

»Halt bitte die Fnaupfe, Papa.« Ein schuldbewusster Blick zu seiner Mutter. »Entfuldigung, Papa.«

»Gut. Wir haben uns wieder lieb. Und jetzt schlage ich vor, wir halten alle drei die Schnauze und lassen nur noch Mama reden. Mama denkt nämlich, bevor sie redet. Frauen können das, wisst ihr?«

Alex fielen die beiden Gurken gleichzeitig aus der Lippe, eine landete hart auf dem Teller, die andere platschte in den Kakao. Rotbraune Spritzer auf Alex' T-Shirt, erneutes Gekicher aus kleinen Mäulern mit kleinen, weißen Mäusezähnchen, in einem war halbzerkautes Marmeladenbrot zu sehen.

»Ihr führt euch wirklich auf wie Tiere.« Beatrice sah ihren Mann vorwurfsvoll an, schüttelte den Kopf. Wieder diese roten Wangen. Saftige, herb-süße Apfelbäckchen, zum Anbeißen. »Ich finde es nicht lustig.«

»*The Mami is not amused*, Jungs. Aber soll ich euch mal erzählen, was ich letzte Nacht geträumt habe? Dass eine Löwin mich im Bett überfällt und mich fast totbeißt! Es war schrecklich. Hätte ich mich nicht mit meinen Zähnen gewehrt, ihr hättet heute keinen Papa mehr!« Ein verschwörerischer Seitenblick zu Bea. »Erst dachte ich, Mami ist es, aber Mami würde so etwas nicht tun. Mami ist der Mensch in dieser Familie, wisst ihr?« Gregor wandte sich Bea zu. Sie sah ihn nur an, die dampfende Tasse vor dem Mund. »Du sagst ja gar nichts, Mami. Du wirst mich doch nicht etwa gebissen haben, oder, Menschenmami?«

»Habt ihr ›wilde Tiere‹ gespielt?« Rocky, mit leuchtenden Augen. Er kombinierte schnell, aber im Rahmen seiner Möglichkeiten. Alex sah vom einen zum anderen, interessiert, aber auch etwas verlegen.

»Nein«, sagte Gregor nach einer ziemlich langen Pause. »Wir haben nicht wilde Tiere gespielt. Wir *sind* wilde Tiere, deine Mama und ich.«

Bea unterdrückte ein Lachen, schnaubte durch die Nase. »Halt die Fnaupfe, Papa!«

3

Am Bahnhofskiosk gab es Träume für jeden Geschmack. Der chemisch-süßliche Geruch der Hochglanzmagazine und Zeitschriften erfüllte die Atmosphäre, versprach bezaubernde Fluchten aus der Enge der Gegenwart, der Beschränktheit des eigenen Lebens. Gregor blätterte zunächst in Reisemagazinen – Wanderungen durch die strahlende Übermacht des *Indian Summer*, eine Bootsfahrt in der geisterhaften Anmut nebliger Fjorde –, aber bald stand er bei den Kunstzeitschriften, verlor sich in einer Schönheit, die umso erstaunlicher war, weil Menschen sie geschaffen hatten.

Gregor hatte eben seinen Arbeitstag hinter sich gebracht, hatte wieder sechs lange Stunden Teekannen von bombastischer Hässlichkeit montiert (Modell *Maharani*, 800er Silber), übertriebene Schwanenhalstüllen und verschnörkelte Griffhalterungen an Korpusse gelötet. Es war eine Arbeit, die Erfahrung und Konzentration verlangte, alles musste präzise, sauber, schnell vor sich gehen. Aber zugleich war es Routine, eine bessere Fließbandarbeit. Sie hatte wenig zu tun mit dem Handwerk des Silberschmieds, wie Gregor es einmal erlernt hatte; mit der tagelangen Treibarbeit, bei

der man sich in das Metall hineinfühlen, alle Sinne auf das langsam entstehende Gefäß richten musste, wollte man nicht papierdünne Stellen oder lächerliche Beulen hineinschlagen; mit der Flachstichgravur unter der Lupe, wo jeder Moment der Ungeduld, jedes Nachlassen der Aufmerksamkeit unauslöschlich ins Metall geschrieben wurde; mit der bedingungslosen Hingabe an ein Werkstück, an seine Proportionen, seine Handlichkeit, an feine Nuancen von Mattheit oder Glanz der Oberfläche. Diese Arbeit hatte ihn ruhig gemacht, und die Ruhe hatte er auch außerhalb der Werkstatt noch gespürt.

Aber Künstler zu sein, musste man sich leisten können, und da Gregor Bach es sich nicht leisten konnte, träumte er sich mit teuren Zeitschriften in eine Kunst-Welt, in der Moden und Effizienz bedeutungslos waren, weil nur Geschmack und Qualität zählten. Der Kiosk war gut besucht, und neben Gregor träumte man vom unerreichbar nahen häuslichen Glück, dem fernen, perlenbestickten Unglück des Adels, von festlichen Menüs und einer neuen Figur, von üppigen Gärten, die Stil hatten, und von üppigen Frauen, die keinen hatten.

Der *Silver Mirror* wurde jeden Monat extra für Gregor bestellt, außerdem waren die Arbeiten von Yeon-Mi Kang einfach verblüffend: Wenn Jugendstil-Kannen im Gemüsegarten wüchsen, würden sie wohl genau so aussehen. *Kunsthandwerk & Design* musste er sowieso haben, *Geo Saison* schließlich auch noch. Er zahlte, steckte die zusammengerollten Magazine in seine Jackentasche und machte sich auf den Weg zur Tiefgarage; nach wenigen Schritten merkte er, dass jemand neben ihm herging.

»Haste mal ’n paar Euro für mich, Kumpel?« Die Stimme war dünn, ein bisschen heiser.

»Nein.« Gregor warf dem anderen erst nur einen flüchtigen Blick zu, aber dann musste er doch genauer hinsehen. Der Mann war klein, mindestens einen Kopf kleiner als er selbst, er ging ein wenig gebeugt. Die halblangen Haare, dünn und schwarz, klebten am Kopf, die Wangen waren eingefallen, die Nase krumm, schmal, viel zu groß für das Gesicht; wie ein schlecht passendes Teil, das man nachträglich angefügt hatte. Er mochte fünfundzwanzig sein oder fast vierzig, man konnte ihn unmöglich einschätzen, sein Charme war der einer lächelnden Ratte.

»Kumpel, ’nen Fünfer, ’ne kleine graue Maus, tut dir doch nicht weh.«

»Ihr habt’s auf mich abgesehen, stimmt’s?« Gregor ging weiter, sah geradeaus. Er würde nicht einmal die Stimme erheben, es gab

überhaupt keinen Grund dazu. »Versuch's woanders, du bist an den Falschen geraten.«

»Ich nehm auch 'nen Zehner, wenn du nichts Kleines hast. Jeden Tag eine gute Tat, Kumpel.« Der Mann ahnte nicht, wie leicht die Tür aufging, gegen die er gerade anrannte; und was dahinter auf ihn wartete.

Sie stiegen eine Treppe hinab, ein Teenager mit eingegipstem Arm ratterte auf seinem Skateboard an ihnen vorbei, erreichten den Tunnel, der zur Tiefgarage führte. Die Wände waren gekachelt, unten preußischblau, oben weiß, die Lampen blendeten, der Boden war mit Kaugummi gepflastert. Ein schwacher Geruch von verschmortem Plastik hing in der Luft. Gregor beschleunigte den Schritt, aber der Bettler wich nicht von seiner Seite, plapperte unentwegt weiter. Wollte sein Opfer weichklopfen, es mürbe machen. Eine Unverschämtheit.

»Weißt du, was ich mich frage?« Und Gregors Gelassenheit war schon erzwungen, von mühsamer Selbstbeherrschung abgelöst. »Bist du hier gelandet, weil du so hässlich bist, oder wird man so hässlich, wenn man den ganzen Tag rumlungert und Leuten den Nerv zieht?«

»Das ist doch nicht dein Stil, Kumpel. Das Leben ist hart zu mir, wieso musst du noch auf mir rumtrampeln? Was hab ich dir Schreckliches getan? Du bist doch ein Mann mit Kultur.«

»Ausgerechnet du wirst das wissen.«

»Ich hab doch gesehen, was du gekauft hast.« Er zwinkerte Gregor unverschämt zu, kam sich schlau vor. »Du bist nicht einer von diesen Billigwichsern, du hast Stil. Du verstehst, dass andere es schwer haben.«

Die Zeitschriften. So also wählte er seine Opfer aus. »Ich weiß jetzt, wie wir dein Problem lösen.« Gregor warf dem anderen einen Blick zu, der antwortete mit einem Grinsen. Schiefe Zähne. »Wir gehen noch mal zum Kiosk, ich kauf 'ne Karate-Zeitschrift, und dann stopf ich sie dir in die Fresse. Ist das okay?«

»Du hältst durch, das gefällt mir.« Die Stimme noch öliger als zuvor. »Du hast Schnauze. 'ne Karate-Zeitschrift kostet auch 'nen Fünfer. Wieso gibst du ihn nicht mir, und ich schwirr ab.«

Für einen Augenblick überlegte Gregor, ob er ihm nicht wirklich einen Fünfer geben sollte, oder sogar einen Zwanziger; er hatte schließlich schon verrücktere Dinge gemacht, als nutzlosen Typen Geld zuzustecken. Aber dann hätte er diese Zecke jedes Mal an sich hängen, wenn er hier war, und eines Tages würden ihm die Pferde durchgehen, lospreschen mit aufgerissenem Maul und fun-

kensprühenden Hufeisen. Sie näherten sich der Tür zur Tiefgarage. Eine Frau im roten Kostüm ging an ihnen vorbei, an ihrer Seite ein grauer Windhund mit elegantem, fast tänzerischem Schritt.

»Was ist jetzt, Kumpel, ich hab nicht den ganzen Tag Zeit.«

Gregor blieb abrupt stehen, sah dem Mann ins Gesicht. Der Pavian tobte in seinem Käfig. Rüttelte am Gitter. Gregor sagte ein einziges Wort: »Geh.«

Wieder die schiefen Zähne. »Das kostet was, Kumpel, hast du's noch immer nicht geschnallt?«

Gregor fasste den anderen an der Jeansjacke, hob ihn fast vom Boden hoch. Der Mann schluckte, das Grinsen war weg; seine Augen weiteten sich. Gregor schob ihn langsam vor sich her, stieß ihn gegen die Wand, ein bisschen kräftiger, als er eigentlich wollte, der Mann hustete geräuschvoll auf. Gregors Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Ich hab gerade vor drei Tagen die Beherrschung verloren und eine Figur von deiner Sorte an den Haaren durch die Gegend geschleift. Deine Haare werd ich nicht anfassen, weil ich mich vor ihnen ekle. Aber vielleicht drück ich dir gleich die Nase in deine hässliche Visage, weil sie sowieso viel zu groß ist –« Gregor unterbrach sich. Aus dem Augenwinkel sah er, dass ein großer, kräftiger Mann auf ihn zukam. Gregor schaute zu ihm hin, der andere wandte schnell den Blick ab und verlangsamte seinen Schritt; er wirkte etwas unentschlossen, aber er hatte ihn offenbar im Visier. Das vertrauliche Gespräch war mit einem Mal öffentlich. Und selbst Gregor schien es nun ein bisschen krude, ein bisschen unter Niveau. Er wandte sich wieder dem Bettler zu. »Ich werd dich jetzt loslassen. Und wenn ich dich in einer Sekunde noch sehe, höre oder rieche ...«

Er löste seinen Griff, und der Bettler war weg. Gregor sah ihm nach, im Laufen stolperte er über seine eigenen Füße, fing sich gerade noch, wild mit den Armen rudernd, und verschwand aus dem Blickfeld, während seine Schritte weiter durch den Gang hallten. Der große, kräftige Mann hatte sich nach unten gebeugt und schnürte seinen linken Schuh fester, gemächlich und voller Hingabe, als sollte es ein Kunstwerk werden.

Eine Minute später hob sich die rot-weiß gestreifte Schranke an der Ausfahrt der Tiefgarage und Gregor steuerte den Renault die Rampe hoch, um schließlich in die öffentliche Straße einzubiegen. Gedankenverloren fuhr er durch ein Viertel mit kleineren Wohnanlagen, deren geometrische Nüchternheit immerhin von wuchernden Laubhecken und der majestätischen Erscheinung gro-

ßer, alter Bäume gemildert wurde. Während der Wagen unter dem edelsteinblauen Himmel dahinzog, aus der blitzenden Helligkeit des frühen Nachmittags immer wieder in den Schatten der Baumkronen eintauchte, blühte das kleine, dürre Unbehagen, das Gregor zunächst verspürt hatte, zur quälenden Peinlichkeit auf. Nicht, dass ihm der Bettler allzu große Sorgen gemacht hätte; aber es kränkte ihn, dass er so unkontrolliert in seine Aggressionen hineinschlitterte wie ein Bengel im Trotzalter. Was würde er wohl anstellen, wenn ihm wirklich mal jemand etwas antäte? Er wagte es kaum, darüber nachzudenken. Schließlich tröstete sich Gregor mit dem Gedanken, dass wenigstens niemand von dieser dummen Geschichte erfahren müsste. Bea würde er sie jedenfalls nicht erzählen – und Leo erst recht nicht.

Gregor hatte nur kurz an die hellblaue Tür im ersten Stock geklopft und war dann eingetreten, ohne eine Antwort abzuwarten. Die Wohnungstür wurde hier nie zugesperrt, selbst wenn alle fort waren, weil Leo an das Gute im Menschen glauben wollte, weil ein abgebrochener Schlüssel im Schloss steckte und weil es ohnehin nichts zu stehlen gab. Dicht neben Gregor rieselte nun ein feiner Strom von weißem Staub von der Decke, Leo stand auf einem Stuhl, den er auf zwei umgedrehte Holzkistchen gestellt hatte. Die Schlagbohrmaschine ratterte in seiner Hand, versetzte die windige Altbaudecke in geräuschvolle Vibrationen. Leo war Gregors bester Freund – oder vielleicht sein einziger, wenn man Beas Freunde nicht mitrechnete.

Drei von Leos Kindern tobten gemeinsam mit Robert und Alex herum, jedes hielt einen Spielzeugflieger in der Hand. Das Geschwader stürzte lärmend auf Gregor zu, vollführte eine chaotische Wendung, und schon war es wieder weg; mit staubigen Socken flog man ins Wohnzimmer, über die dicken Teppiche. In der Küche stand Nadja, Leos Frau, sie grüßte nur knapp mit einem Lächeln und einer Handbewegung.

»Wir wollen noch bleiben, Papa!« Roberts Stimme aus dem Wohnzimmer.

»Zwanzig Minuten!«

Leo stieg von seinem Stuhl herunter, begrüßte Gregor mit einem Klaps auf die Schulter. Leo war schlank, mittelgroß, hatte ein kantiges Gesicht mit verträumten, haselnussbraunen Augen, kurzes, schwarzes Haar. Bis zu den Ohrläppchen herunter zogen sich unmögliche, altmodische Backenbärte, was wohl mit Leos Begeisterung für Jim Morrison und ähnliche Figuren aus jener gu-

ten alten Zeit zu tun hatte. An der rechten Hand trug er einen schweren silbernen Ring mit einem aufwendigen Schuppenmuster; Nadja besaß fast den gleichen, sie hatten sich die Trauringe von Gregor machen lassen. »Alles klar, Gregor?«

»Ach ja, so ziemlich. Und wie steht's um die Alhambra?«

»Sieh dich um!«, erwiderte Leo mit großer Geste. »Ich geh mir inzwischen das Gesicht waschen.«

Leo renovierte seine Wohnung seit mindestens zwei Jahren, wahrscheinlich waren es schon drei. Die Nachbarn grüßten ihn nicht mehr, Gipsstaub in den Haaren der Kinder ließ bizarre, überraschend solide Frisuren entstehen, die Wohnung selbst glich einer aufgelassenen Mine, und ein Ende war nicht in Sicht. Leo begann voller Elan irgendeine Arbeit, scheiterte, ließ Trümmer und Chaos zurück, stolperte über das Material, das überall herumlag, stolperte von einem Pfusch in den nächsten. In der halben Wohnung hatte er den Verputz von den Wänden geschlagen, war nicht dazu gekommen, ihn zu entsorgen, Schuttkegel ragten aus dem Fußboden wie überdimensionale Maulwurfshügel. Elektroleitungen, vorher auf dem Putz befestigt, hingen lose von Wänden und Decken herab, erinnerten an das sturmzerfetzte Tauwerk eines alten Segelschiffs. Die rohen Ziegelmauern hatte Leo mit ockerfarbener Dispersion gestrichen, um einen rustikalen Effekt zu erzielen, Nadja gefiel es nicht, also begann Leo, die bemalten Wände zu verputzen. Der Putz haftete nicht auf der Farbe, fiel noch nass in großen Batzen wieder herunter oder halb ausgehärtet in brüchigen Platten. Leo hämmerte ein paar Dutzend Stahlnägel in die Mauerfugen, damit der Putz Halt fände, er fand keinen, Leo suchte sich eine neue Herausforderung. Dachlatten, krumm wie Legföhren und voller Astlöcher, mussten ständig von einem Zimmer ins andere geräumt werden, weil Leo bei einem Sonderangebot zugeschlagen hatte. Irgendwann würde er aus den verzogenen Latten den hoffnungslosen Unterbau für eine Täfelung basteln, Gregor wäre nicht dabei.

Die alte Decke, die Leo gerade in Arbeit hatte, bestand aus Schilfmatten, verputzt mit Gips, den die stille Tektonik des Hauses im Laufe der Jahre gesprengt und zerbröckelt hatte. Nun löste der Gips sich in kleinen und großen Platten ab, gab den Blick frei auf zerfleddertes Ried. Leo war mit seinem Betonbohrer offenbar längst auf einen Balken gestoßen, der herbe Geruch von verschmortem Holz hing in der Luft. Die alte Schreibtischlampe, die als Beleuchtung diente, zeichnete einen Kegel von wirbelndem Weiß in die staubige Atmosphäre.

Leo kam aus dem Bad, und schon brummelte Martha, die Jüngste, mit ihrem Flieger herbei. Sie ließ sich vor ihrem Vater der Länge nach fallen, während der Motor mit einem kläglichen Geräusch abstarb. Leo fing sie auf, stellte sie auf die Füße, aber sie kippte schon wieder weg. »Komm, jetzt nicht«, sagte Leo leicht genervt. Und zu Gregor gewandt: »Na, siehst du die Fortschritte?«

»Fortschritte? Deine Wohnung ist ein futuristisches Manifest, Leo! Die Zukunft unserer Zivilisation auf 98 Quadratmetern ...«

Leo lachte nur.

»Gregor«, sagte Martha, »wenn du meinem Papa hilfst, darfst du einmal *da* mitfliegen.« Sie deutete auf das Cockpit ihres Plastikflugzeugs.

»Toll! Und wo fliegen wir hin?«

»In die Zukunft!«, sagte Martha, nach dem erstbesten Wort schnappend. Und schon tanzte sie wieder brummend ins Wohnzimmer, wo gerade eine wüste Luftschlacht tobte.

»Dann kannst du dich aber auf was gefasst machen«, meinte Leo. »Schnall dich lieber an!«

Die Polstermöbel im Wohnzimmer waren mit Plastikfolie abgedeckt, und so gingen sie in die Küche, nachdem Leo sich notdürftig den Staub von den Kleidern geklopft hatte. Er wirkte müde, seine Augen waren gerötet.

Nadja stand an der Anrichte, hackte Petersilie. Auf dem Herd hatte sie einen Nudeltopf stehen, eine große Pfanne, in der eine Sahnesauce blubberte. Sie trug eine Jeans, die sie gut ausfüllte, und ein billiges Flanellhemd in großem Karo, das auch Leo schon getragen hatte. Ihre Hüften waren breit, etwas zu breit vielleicht, und wenn man sie nur von hinten sah, wie Gregor jetzt, hätte man nicht vermutet, dass sie ein sehr feines Gesicht hatte, eher rundlich, aber trotzdem klar geschnitten. Ihre Augen waren dunkel, das Haar floss als breiter Strom von schwarzen Locken den ganzen Rücken hinunter, wenn es nicht gebändigt und zu einem Pferdeschwanz verzurrt wurde. Und natürlich hatte sie wieder eine dieser geblümten Schürzen umgebunden, mit denen sie so herrlich harmlos aussah wie die treusorgende Landhaus-Mama in einem kitschigen Werbespot.

Leo holte zwei Flaschen Bier aus dem Kühlschrank, aber Nadja hielt ihn am Arm fest. »Gregor nimmt sicher Milch. Du magst doch Milch, oder, Greg?« Leo blinzelte verdutzt, sah vom einen zum anderen. Konnte nicht wissen, wovon die Rede war.

»Milch?« Gregor hob die Brauen. »Das ist doch das Zeug, das die kleinen Kühe trinken. Bin ich eine kleine Kuh?«

Nadja grinste verschmitzt, entließ Leo mit einem Kuss.

»Ich weiß nicht: Bin ich zu beschränkt für euren Tiefsinn oder sind eure Scherzchen wirklich so banal?« Leo sah Nadja erwartungsvoll an. »Manchmal habe ich das Gefühl, dass mir ein paar Kleinigkeiten entgehen.«

»Weil du nicht liest«, antwortete Nadja kühl.

»Wie heißt der Roman?«

»Kein Roman. Ein Gedicht.« Sie streifte die Petersilie vom Schneidbrettchen in die Sauce, griff nach der Pfeffermühle.

»Sie hat vom Staub hier geredet«, warf Gregor ein. Er wollte nicht, dass Nadja das Thema weiter vertiefte; dieses Gespenst der Vergangenheit beschwor, das längst nicht mehr verlockte oder schreckte. »Früher hieß es, Bergleute und Metallarbeiter müssen regelmäßig Milch trinken. Das sollte den Körper reinigen.«

»Genau«, bestätigte Nadja, während sie die Nudeln abgoss, »das müssen sie. Heute mehr denn je.«

Leo schmunzelte, nur sein Blick verriet Zweifel. Hatte man hier vielleicht doch einen Scherz auf seine Kosten gemacht? Aber dann wurden die Zweifel weggewischt wie ein paar Krümel von der Tischdecke: »Was soll's? Die Welt ist voller Rätsel.« Er setzte sich, schenkte zwei Gläser ein. Im Wohnzimmer draußen eskalierte gerade das Luftgefecht, und plötzlich war ein dumpfer Aufprall zu hören, gefolgt von leisem Wehklagen. Sekunden später stand Martha in der Küche, einen kaputten Flieger in der Hand.

»Hast du dir weh getan, Schatz?«, fragte Nadja.

Das Mädchen schüttelte den Kopf, aber man merkte, dass sie nur tapfer war. Sie hielt ihr Flugzeug in die Höhe, beide Flügel waren abgebrochen. »Der Rocky hat mich abgeschossen. Kann ich ein Ufo haben, Mama? Sonst kann ich nicht mehr fliegen.«

»Ufo?« Nadja sah sie mit zusammengezogenen Brauen an.

Mit einem kleinen, spitzen Finger deutete Martha auf die Untertasse, die auf der Anrichte stand. »So eins.«

»Nein, die nicht. Warte mal.« Aus der Geschirrvitrine nahm Nadja eine plumpe, alte Untertasse, gab sie ihrer Tochter. Martha holte den Piloten aus seiner Kanzel, setzte ihn in die Untertasse, und mit einer schrillen, neuen Geräuschkulisse sauste sie wieder ins Wohnzimmer.

»So viel zur Zukunft«, sagte Gregor und prostete Leo zu. »Und, wie läuft's sonst?«

»Gestern Abend hatte ich eine Aufnahme mit einer Rockband, das war vielleicht ein Mist.« Leo war Studiomusiker, spielte hauptsächlich Trompete, und zwar wirklich gut, wie Gregor fand: Wenn

er wollte, strömten weiche, schimmernde Töne wie ein endloser Seidenschal aus seinem Instrument. »Erinnerst du dich an diese Trommelhasen aus der Batteriewerbung? Wo einem nach dem anderen der Saft ausgeht? So haben die gespielt; am Anfang waren sie halbwegs im Rhythmus, aber in der zweiten Hälfte des Stücks ist der Drummer jedes Mal langsamer geworden oder hat angefangen rumzupfuschen, der Bass hat versucht, ihn anzutreiben, und dann fällt natürlich die ganze Kiste auseinander. Das heißt, du kannst von vorn anfangen. So hat's also ewig gedauert, bis überhaupt mal der Drum Take eingespielt war. Dann noch diese Sängerin … Na ja, optisch ist sie ziemlich gut rübergekommen, aber singen hat sie wahrscheinlich von einem quietschenden Gartentürchen gelernt. Aber was soll's, ich kann's mir nicht aussuchen.« Er gähnte, stützte das Kinn in die Hand. Mit seinen eingestaubten Haaren und den mühsam offengehaltenen Augen sah er aus, als hätte er wochenlang dagesessen und über den Sinn der menschlichen Existenz gegrübelt.

»Dann wart ihr lange dran?«

»Bis halb zwölf. Das heißt, dann hatte ich endlich meinen Take eingespielt. Am Gesang basteln sie sicher heute noch rum. Um drei ist Martha aufgewacht, musste unbedingt in unser Bett. Du würdest nicht glauben, dass ein Kind so schnarchen kann – die hat das ganze Bettgestell kurz und klein gesägt. Um sechs ist Timmy gekommen, weil er einen Albtraum hatte. Dann war die Nacht sowieso gelaufen.«

»Du hast es so gewollt, nicht?«, meinte Gregor lässig.

»Gewollt? Glaubst du, jemand hat mich gefragt? Nadja, hast du mich gefragt?«

Nadjas breites Grinsen. »Das wäre noch schöner! Wo leben wir denn?« Sie kippte die Nudeln in die Sahnesauce und rührte kurz um, gab dann alles in eine Ofenform. Anschließend schüttelte sie geriebenen Käse aus der Tüte über den Auflauf, verteilte ihn flüchtig mit den Fingern und schob die Form in den heißen Ofen. »Kommt, wir gehen eine halbe Stunde runter«, schlug sie vor. »Clara und Sammy sind schon im Garten. Gönnen wir den Nachbarn eine kleine Verschnaufpause.«

»Und, wie steht ihr mit den Nachbarn?«, fragte Gregor, während fünf Kinder die alte Holztreppe hinuntertrampelten, das ganze Treppenhaus zum Vibrieren brachten. »Regen sie sich immer noch auf?«

»Viel schlimmer«, erwiderte Leo, eine Bierflasche und sein Glas

in Händen. »Sie regen sich nicht mehr auf. Ich weiß nicht, was das bedeutet; vermutlich planen sie gerade unsere Ermordung.«

Hinter dem Haus gab es einen Gemeinschaftsgarten mit einem ungemähten, wildblumengesprenkelten Rasen und ein paar Sträuchern, unter einer alten Rosskastanie stand eine Sitzgarnitur mit einem Tisch und zwei Bänken aus dicken Eichenbohlen. Sie setzten sich, die Kleinen flogen weiter ihre Runden, erfüllten den Garten mit Brummen und Gefechtslärm. Nur Martha hatte das Interesse an der Fliegerei verloren, von irgendwoher holte sie eine Kinderschubkarre und Gartenwerkzeug aus Plastik, machte sich unter einem Strauch zu schaffen. Die alte Rosskastanie machte einen kränklichen Eindruck, viele Blätter waren so welk, dass sie die Fiedern abspreizten wie dürre Finger, und durch die schüttere Krone leuchteten Scherben von Himmelblau. Von irgendwoher wehte der Duft von frischem Brot. Sammy und Clara spielten Federball, doch es dauerte nicht lange, bis die Kleinen sich mit ihren Fliegern als Spielverderber betätigten, versuchten, den Ball herunterzuholen. Sammy und Clara, beide um die zehn, elf Jahre alt, verscheuchten sie, indem sie halbherzige Schläge nach ihnen führten, aber es war niemandem ernst.

»Wie sieht's bei dir aus?«, fragte Leo, während er abwesend einen toten Käfer vom Tisch wischte. »Alles im Griff?«

»Unser Gregor hat doch immer alles im Griff«, meinte Nadja grinsend. »Außer sich selbst natürlich.«

»Ja, so ungefähr«, murmelte Gregor. Die Erinnerung an den Bettler starrte ihm ins Gesicht; wie ein gehässiger Kobold, der sich nicht abschütteln ließ.

»Ist was, Greg? Du siehst irgendwie nachdenklich aus«, sagte Nadja, indem sie Gregor musterte. Mit einem zweideutigen Lächeln fügte sie hinzu: »So kennen wir dich gar nicht!«

»Oh, danke für das Kompliment!«

»Komm, lassen wir das«, sagte Leo versöhnlich. »Wenn man Angst um seine Kinder hat, kann man vielleicht wirklich mal die Beherrschung verlieren. Und das war ja wohl eine einmalige Angelegenheit ...«

»Mmh«, machte Gregor nur, während sein Blick zu den Kindern wanderte; Robert hatte eben den Federball zum Absturz gebracht. Clara holte mit dem Schläger aus und gab ihm lachend eine aufs Hinterteil, aber anstatt die Revanche hinzunehmen, fuhr Robert herum, riss dem Mädchen den Schläger aus der Hand und drohte mit dem hölzernen Griff. Und an Roberts Gesicht sah man überdeutlich, dass er aus dem Spiel herausgestürzt war wie aus

einem wirbelnden Karussell. »He, spinnst du heute wieder mal?«, fuhr Clara ihn an. »Hör auf mit dem Blödsinn!«

»Robert!«, rief Gregor. »Jetzt mach mal halblang. Gib Clara den Schläger wieder!«

»Von wem hat er das wohl?«, sagte Nadja, während sie Gregor leicht mit dem Ellbogen anstieß und ihm zuzwinkerte.

»Lass gut sein, Nadja.« Wie üblich wehte Leos Stimme über Sticheleien und ironische Spitzen hinweg wie weicher Schnee über eine raue Landschaft. »Als ob unsere Kinder sich nie prügeln würden. Aber die werden auch alle groß werden – und hoffentlich vernünftig.«

Robert warf den Schläger auf den Boden und wandte sich mit zornrotem Gesicht ab, Clara hielt ihm den hochgestreckten Mittelfinger hin. »Hoffentlich vernünftig«, wiederholte Gregor leise, den Blick immer noch bei Robert; diesem schrecklichen, kleinen Spiegelbild.

»Irgendwas stimmt heute nicht mir dir, Greg«, sagte Nadja. »Machen dir deine Kinder langsam Angst?«

»Ach was. Ich war nur gerade ... woanders mit den Gedanken.«

»Komm, nicht schwindeln!« Nadja klopfte Gregor mit der Rückseite der Finger auf den Oberarm. Sie schmunzelte immer noch, aber ihr wachsamer Blick war auf ihn gerichtet. »Erzähl deinen Freunden, was los ist!«

»Also ...« Gregor zögerte, und erst als er merkte, dass er sich auf die Lippe biss, dabei das Gesicht verzog und sicher einen idiotischen Anblick bot, sagte er: »Wie soll ich das jetzt erklären – ich fürchte, mir ist da ganz was Blödes passiert heute.«

»Nämlich?« sagte Nadja. Sie sah ihn ein paar Sekunden an, dann schüttelte sie ungläubig den Kopf. »Nicht schon wieder. Oder?«

»Nein«, sagte Leo ernst. »Das ist jetzt ein Scherz.«

Gregor schnitt eine Grimasse. »Sag mal: Wie lange ist es her, dass du jemanden gegen die Wand gedrückt hast und gedroht, ihm die Nase einzuschlagen?«

Leo und Nadja warfen sich einen kurzen Blick zu. »Und bei dir?«, fragte Leo schließlich.

»Vierzig Minuten, ungefähr.« Und Gregor erzählte, was am Bahnhof vorgefallen war. Servierte ihnen die Geschichte wie der Sonntagskoch ein misslungenes Gericht: Er hatte alles richtig gemacht, und dann ist die Sache doch danebengegangen. Mit Beschönigungen hielt er sich trotzdem nicht auf, denn da er ohnehin schon gestanden hatte, könnten sie sich ruhig auf ihn stürzen und

ihm die Hölle heißmachen. Einen Tadel hatte er tatsächlich verdient, und außerdem tat ein kleiner Streit immer gut, weil man sich dann wieder versöhnen konnte. Aber sein Wunsch würde kaum in Erfüllung gehen: Leo argumentierte meistens wie ein harmoniesüchtiger Fernsehpfarrer, gab eine Menge rosaroten Schaum von sich, und Nadja nahm sich die Dinge sowieso nicht übermäßig zu Herzen.

Als Gregor fertig erzählt hatte, nahm Nadja ihrem Mann das Bier weg, tat einen langen Zug. »Du bist echt eine Kanone, Greg.« Sie schüttelte den Kopf, grinste schon wieder.

Gregor legte seine Hand auf ihre, drückte kurz. »Bist du entsetzt? Muss ich mich schämen?«

Nadja zog ihre Hand weg, schlug Gregor auf die Finger. Fest. »Hör auf, mich zu betatschen. Siehst du nicht, dass mein Mann da ist?«

»Ich würde dich nie betatschen, wenn er nicht da ist.«

»Schön«, murmelte Leo abwesend; und merkte nicht, dass wieder Ungesagtes umherhuschte, sich an den Tisch setzte wie ein ungebetener Gast. Er richtete sich auf. »Langsam machst du mir echte Sorgen, weißt du. Wenn du keine Kontrolle mehr hast über deine animalischen Ausbrüche, wird man dich eines Tages in einen Raubtierkäfig sperren müssen ...«

»Glaubst du nicht, man sollte den Käfig eher für dieses Gesindel freihalten – Entschuldigung, Leo, für diese armen, hilfsbedürftigen Menschen? Aber wenn die Polizei immer dort ist, wo man sie gerade nicht braucht, wenn das ihr Beruf ist, dann müssen die anständigen Leute die Dinge halt mal selbst in die Hand nehmen.«

Plötzlich stand Martha am Tisch, die Hände hinter dem Rücken. »Mama, ich hab Tiere gefunden!«, flüsterte sie aufgeregt. Sie versuchte ernst zu sein, aber der Schalk sah ihr aus den Augen.

»Was denn für Tiere?«, fragte Nadja. »Können wir sie sehen?«

»Igel!«, hauchte sie, und ihre Augen glänzten wie dunkle Edelsteine.

»Wirklich? Bei dem Strauch?«

Sie brachte ihre Hände nach vorn, zu kleinen Fäustchen geballt, und dann legte sie zwei stachlige, grüne Kastanien auf den Tisch. »Jetzt haben sie sich eingerollt. Aber vorhin hab ich gesehen, dass sie ganz kleine Schnauzen haben und Füßchen!«

»Tolle Igel!«, lobte Leo. »Die gründen wahrscheinlich eine Familie und nächsten Monat haben wir den ganzen Rasen voller Igelkinder.«

»Nein, die sind doch noch ganz klein und grün«, widersprach

Martha, immer noch flüsternd. »Am Abend geben wir ihnen warme Milch mit Brotbröckchen, damit sie wachsen. Ja?« Sie kicherte, und schon hüpfte sie wieder davon.

»Wo waren wir denn?«, fragte Leo, ein Lächeln auf dem Gesicht. »Ach ja, bei dem Gesindel. Weißt du, Gregor, diese ganze Einstellung finde ich nicht richtig.« Leos rosaroter Schaum. »Natürlich kann so jemand lästig sein, aber wir müssen uns auch mal in deren Lage versetzen, meinst du nicht?« Der lächelnde Fernsehpfarrer, das pastellfarbene Wort zum Sonntag.

Gregors Handy läutete, er bat Leo um einen Moment Geduld, nahm den Anruf an. »Bach.«

Kurzes Schweigen am anderen Ende, dann: »Wer ist da?«

»Gregor Bach. Wer sind Sie?«

Es vergingen zwei Sekunden, dann wurde am anderen Ende aufgelegt.

»Blödmann«, murmelte Gregor, steckte sein Handy ein.

»Also, ganz im Ernst jetzt«, wollte Leo fortfahren, aber Gregor unterbrach ihn. »Entschuldige. Eine Sekunde.« Er holte sein Handy wieder hervor, ließ sich die Nummer des Anrufers anzeigen. Starrte auf das Display. Er kannte die Nummer. Es war die, die auf dem zerknitterten Notizzettel gestanden hatte; auf dem Zettel, den die Süchtige verloren hatte. »Was bin ich für ein Idiot.«

»Ist was passiert?«, fragte Leo.

»Keine Ahnung. Ich erklär's euch morgen. Ich muss sofort los.« Gregor stand auf. »Robert, Alex! Wir sind weg. Augenblicklich!«

4

Die bürgerliche Dämmerung war abgeschlossen, wenn die Sonne sechs Grad unter dem Horizont stand und die ersten Sterne sichtbar wurden. Daran konnte Gregor sich noch erinnern.

Der Föhn war stärker geworden, kam in Böen, Kiefernstämme knarzten im Wind. Die Felswand auf der anderen Seite der Schlucht war eine schwarze Masse, der Wald darüber ein feiner Scherenschnitt vor dem stahlblauen Himmel. Gregor war ruhig. Er hätte springen können, in jedem Augenblick. Während des Aufstiegs noch hatte er sich vorgestellt, hier oben mit sich selbst kämpfen zu müssen, plötzlich vor einer Wand aus Angst zu stehen, die er nur aus einer heftigen Regung heraus durchbrechen könnte. Er hatte sich vorgestellt, wie er sich kopflos und mit

einem gewaltigen Schrei in der Kehle in den Abgrund stürzen würde, bevor ihn der Mut wieder verließe.

Aber die große Ungewissheit, die jetzt vor ihm lag, schien verlockend gegenüber der Gewissheit des Elends, das in Querra auf ihn wartete. Gregor war ruhig, weil es keine Zukunft mehr gab, und an ihr vor allem anderen hatte sich seine Verzweiflung genährt. Bald würde er springen. Er ließ Menschen zurück, die ihn liebten, und dieser Schmerz würde ihn begleiten bis zu jenem Augenblick, in dem vielleicht jede Empfindung erlosch. Doch vom Sprung abhalten könnte er ihn nicht.

Kiefernstämme knarzten im Wind. Der Wald war ein feiner Scherenschnitt. Schwache, zitternde Punkte von silbernem Glanz traten nach und nach aus dem stahlblauen Himmel hervor. Noch war erst ein Dutzend Sterne sichtbar, vielleicht etwas mehr; bürgerliche Dämmerung.

Die Zukunft war verschwunden aus Gregors Leben, aber die Vergangenheit verfolgte ihn selbst jetzt noch: Als er Leos Haus verlassen hatte, ging die Dämmerung bereits dem Ende zu. Er hatte nichts davon bemerkt, nichts geahnt. Auf die Dämmerung würde die Dunkelheit folgen. Und in der Dunkelheit wartete ein Rachen voller Zähne. Dort wartete die Bestie.

5

Auf dem Weg nach Hause überlegte Gregor fieberhaft, welchem Zweck dieser Anruf gedient haben könnte. Spann wilde Hypothesen und verhedderte sich gleich in ihrer Unlogik. Robert und Alex verstummten in der gespannten Atmosphäre, wechselten nur hin und wieder ein Wort miteinander. Der Verkehr wirkte anarchisch, wie ein großes, haarsträubendes Skooter-Rennen mit lauter durchgedrehten Kindern als Fahrern. Es ergab keinen Sinn. Wenn jemand feststellen wollte, ob eine Wohnung leer war, vielleicht um sie auszurauben, rief er am Festnetz an, nicht auf dem Handy. Dummerweise stand Gregors Handynummer im Telefonbuch – und daneben standen logischerweise Name und Adresse; im Internet konnte man auch rückwärts suchen. Wollten sie sich rächen für das, was er mit der Süchtigen gemacht hatte? Hatte solch eine Frau überhaupt Freunde? Wenn ja, dann waren es wahrscheinlich Leute wie sie, Heroin-Desperados, die nichts mehr zu verlieren hatten. Wie hatte er so dumm sein können, dort anzurufen, ohne

seine eigene Nummer zu unterdrücken? Andererseits – wenn sie irgendetwas Illegales vorhatten, würden sie ihn dann vorher anrufen und die eigene Nummer preisgeben? Wie er die Teile auch anordnete, irgendwo klemmte der Mechanismus immer.

Im Grunde wusste Gregor nicht, wieso er in abenteuerlichem Tempo nach Hause raste, aber er konnte nicht ruhig bei einem Bier sitzen, während jemand vielleicht einen üblen Plan umsetzte. An einer Kreuzung setzte sich ein nervtötender Schleicher in seine Fahrspur, reagierte nicht auf die Hupe, bei der ersten Gelegenheit bog Gregor in eine Nebenstraße ein. Es war ein Umweg, aber hier konnte er wenigstens aufs Gas drücken, hatte nicht das Gefühl, im dritten Waggon eines Rummelplatzzügleins dahinzuzockeln. Natürlich war es denkbar, dass der andere einfach Gregors Nummer vom Telefon abgelesen hatte, und dann wollte er sehen, von wem der Anruf gekommen war. Einen Gregor Bach kannte er nicht, Manieren hatte er keine, also legte er wieder auf. Wieso nicht?

Bei der Wohnungstür angelangt, hieß Gregor die Kinder im Hausflur warten. Er schlug einen verschwörerischen Ton an, als ginge es um ein neues Abenteuerspiel, aber die beiden fielen nicht darauf herein. Standen nur da und sahen ihn mit großen Augen an. Gregor ging vor, sah sich kurz in der Wohnung um. Jedes Ding war an seinem Platz, alles war ruhig. Die Atmosphäre, eben noch knisternd und geladen, schien sich zu entspannen. Gregor meinte fast, ein großes Aufatmen im Raum zu verspüren.

»Was ist eigentlich los?«, fragte Robert, als alle drinnen waren. »Schweben wir in höchster Gefahr?«

»Und ob: Wenn der Asteroid Toutatis heute Nacht auf die Erde knallt, fliegst du in deinem schweinchenrosa Pyjama durchs Weltall. Wenn das keine Gefahr ist!«

»Du nimmst mich nicht ernst, Papa! Das hast du am Samstag schon gemacht!«

»Also: Wir schweben nicht in Gefahr. Und jetzt wascht euch erst mal und zieht euch was anderes an. Ihr seht aus wie Staubbesen mit Beinen.«

Zehn Minuten später, Robert und Alex kamen eben aus dem Bad, ertönte der Türgong; ein voller, metallischer Klang, kein elektronischer Klimbim. Gregor ging zur Tür, sah durch den Spion, was er sonst nie tat. Draußen stand eine Frau, dreißig vielleicht, mit glatten, blonden Haaren, hinter dem Kopf zusammengebunden, einem kantigen Kinn und makelloser Haut. Sie sah am Spion vorbei, wirkte nicht besonders freundlich, aber seriös. Gregor schloss auf und wollte eben die Klinke niederdrücken, als er ir-

gendetwas wahrnahm, eine schnelle Bewegung hinter dem Türspion, ein scharfes Quietschen, wie von einer Schuhsohle.

Dort draußen ging etwas vor. Alles an Gregor war plötzlich Auge und Ohr, aggressive Hitze schoss durch seinen Körper. Seine Söhne standen wenige Meter hinter ihm, und wer immer da draußen lauerte, er würde nicht hereinkommen. Die Klinke wurde von außen gedrückt, aber schon hatte Gregor sich in einer Explosion von körperlicher Energie gegen die Tür geworfen, er drehte den Schließknauf, schrie etwas.

Eine Sekunde später erbebte das Türblatt unter einem donnerndem Schlag, sofort folgte ein zweiter, und dann flog die Tür mit dem scharfen Geräusch von berstendem Holz aus dem Rahmen, stürzte fast auf Gregor, Schreie kamen wie Hagelböen, stolpernd wich er zurück. Die Tür schlug auf den Boden, und über ihn her fielen schwarze Gestalten, die Münder aufgerissen, schreiend, die weißen Augen auf ihn geheftet. Gregors Faust schoss nach vorn, ging am Ziel vorbei, sein Handgelenk wurde gepackt, festgehalten mit der Kraft eines Schraubstocks, und im nächsten Augenblick prallte er mit dem Kopf, mit der Brust, mit dem ganzen Körper zugleich gegen die Flurwand. Ein entsetztes Kreischen erreichte ihn, die Stimmen seiner Kinder. Für einen Augenblick schien das Handgemenge flach und fern wie ein Film, und die entsetzten Schreie zerrissen die Leinwand. Gregor versuchte, etwas zu sagen, mit der machtlosen Magie der Worte Schonung für seine Kinder zu erwirken, aber er rang nur nach Luft. Seine Beine wurden auseinandergerissen, die Arme brutal auf den Rücken gedreht, Metall schnappte nach seinen Handgelenken, dann riss man ihn zu Boden. Jemand kniete auf seinem Rücken, mit dem ganzen Gewicht, er bekam keine Luft, Panik schrie in ihm wie ein verwundetes Tier. Jemand stand auf seinen Waden. Etwas Hartes, Kaltes bohrte sich in sein Genick. Vor ihm auf dem Boden, direkt bei seinem Gesicht, breitete sich eine Pfütze von Blut aus, langsam und malerisch, war rot, wurde schwarz ... Rockys Kreischen riss Gregor zurück ins Bewusstsein, er durfte ihn nicht allein lassen, dann plötzlich verstummte der Kleine.

»Lasst sie, bitte ...« Worte, geformt aus Röcheln und Keuchen. Gregor hätte sich gewehrt, wäre bis zum Äußersten gegangen, aber er lag hier, festgenagelt.

Es wurde ruhig um ihn, die Stimmen, die er nicht mehr voneinander trennen konnte, verstummten, von oben beugte sich jemand zu ihm herab. Gemächlich, interessiert. Es war die Frau, die er durch den Türspion gesehen hatte.

»Sind Sie Gregor Bach?«

»Ja«, hauchte er. Wer immer sie waren, er war ihnen ausgeliefert.

»Ich bin Staatsanwältin Rottenstein. Ich erkläre Ihnen die Festnahme. Sie werden verdächtigt, gegen das Betäubungsmittelgesetz verstoßen zu haben.«

Die Worte standen im Raum wie eine Reihe abstrakter Skulpturen, kantig, abweisend, aus poliertem Stahl gefertigt. Gregor starrte die Skulpturen entgeistert an, während die Männer in Schwarz, die Männer, die ihr Gesicht hinter Masken verbargen, die nur Augen, Münder, Fäuste hatten, ihn sorgfältig abtasteten. Sie griffen in jede Tasche, sie drehten ihn auf den Rücken, er schluckte Blut, ihre Hände waren überall. »Was macht ihr mit meinen Jungs? Lasst mich zu meinen Jungs!«

Die Staatsanwältin sah auf ihn herab. »Sie können jetzt nicht zu Ihren Kindern. Wir kümmern uns schon um sie.« Es klang wie eine Drohung.

»Ruft meine Frau an, bitte! Sie soll herkommen.«

»Erklären Sie uns nicht, wie wir unsere Arbeit machen sollen.«

Sie zogen ihn hoch, er versuchte, einen Blick auf die Kinder zu erhaschen, rief nach ihnen, aber sie waren verschwunden. Gregors Welt brannte lichterloh. Zwei Männer führten ihn aus der Wohnung, nachdem sie sich von unten bei seinen gefesselten Armen eingehakt hatten, er musste gebeugt gehen, mit dem Gesicht zum Boden. Er sah schwarze Gestalten, in ihren Händen kurze, leichte Gewehre; dachte daran, wie leicht diese Dinger den Tod hätten ausspucken können, ihm ins Gesicht. Von seiner Nasenspitze tropfte Blut, rote Kleckse auf dem Jugendstil-Terrazzo. Drei Polizisten in blauen Uniformen gingen an ihm vorbei, auf seine Wohnung zu, zwei trugen metallene Koffer, der dritte führte einen Schäferhund an der Leine.

Das Sondereinsatzkommando war mit zwei Kleinbussen gekommen, der eine Wagen weiß, der andere silbern, getönte Scheiben. Gregor wurde in einen der Busse geschoben, links und rechts von ihm saßen Männer, sie nahmen ihre Masken nicht ab. Von seiner Nasenspitze tropfte es noch immer, und das diffuse Gefühl, verletzt zu sein, verdichtete sich hier und da zu pochendem, brennendem Schmerz.

»Mach nicht alles voll hier!«, herrschte einer der Männer ihn an, stieß ihn grob in die Sitzbank. Die schöne Welt der Menschenrechte, plötzlich war sie nur noch eine Studiokulisse, zusammengeschustert für die Auftritte des Innenministers. Hinter den Kulissen wehte ein anderer Wind. Das Blut lief nun über seinen Mund,

tropfte vom Kinn. Seine linke Gesichtshälfte schwoll an, dem Gefühl nach waren seine Züge bereits zu einer grotesk verzerrten Fratze entstellt. Nichts war gebrochen, gestaucht, verrenkt, soweit Gregor es sagen konnte, aber das hatte er seiner eigenen Robustheit zu verdanken, nicht der Feinfühligkeit dieser Leute. Sie waren schnell unterwegs, Häuser, Autos, Bäume wischten durch Gregors Sinne, und bald erreichten sie einen Stadtteil, den er kaum kannte.

Dann kam die Mauer. Sie war grau, nackter Beton, es gab nicht einmal Graffiti. Meter um Meter ragte sie empor, weiter vorne konnte Gregor die großen Rollen von Stacheldraht sehen, die sie krönten, die Scheinwerfermasten, dann den verglasten Wachturm. Das war kein Gerichtsgebäude, keine Polizeistation, wo man ihn kurz verhören würde und wieder entlassen, wenn er den Irrtum aufgeklärt hätte. Es war das Gefängnis.

Ein schweres, metallenes Tor, fast geräuschlos glitt es zur Seite. An diesem Tor, das wusste Gregor plötzlich und mit schrecklicher Sicherheit, endete die Welt. Sie fuhren vor, und nur ein schwaches, dumpfes *Bung* zeigte Gregor wenig später, dass es sich hinter ihnen wieder geschlossen hatte.

Stahltüren, Gänge, die Wände unten englischrot, glänzend, die Farbe blätterte, oben weiß, matt. Eine Gittertür, eine verglaste Kontrollstelle, eine weitere Gittertür, Wärter in weißen Hemden, die Hosen preußischblau.

Man führte Gregor in einen Raum, eine Art Kleiderkammer, die Handschellen wurden ihm abgenommen. Er musste die Uhr abgeben, das Handy, seine Ringe, musste sich ausziehen, nackt, die Arme heben, die Finger bewegen, die Beine spreizen. Er durfte sich das Gesicht waschen – seine Nase hatte inzwischen aufgehört zu bluten –, bekam Anstaltskleidung. Unterwäsche und Socken hellgrau, wahrscheinlich Baumwolle, dunkler grau die Hose, blaues Hemd, beides Polyester. Beschlagnahmte Ware, neu verpackt. Ein Untersuchungsobjekt aus Fleisch und Blut. Seine Schuhe wurden genau inspiziert, dann warf man sie ihm vor die Füße. Man nahm ihm die Fingerabdrücke ab, machte ein Foto von vorn, ein Foto von der Seite. Wieder die Handschellen, diesmal vorne, ein Wärter führte ihn ins Freie, auf ein anderes Gebäude zu. Über der Trostlosigkeit, die sich rund um Gregor auftürmte, ein Himmel von hellem Ultramarin. Ein Blau, das weh tat, das ihn fast zum Weinen brachte mit seiner unwirklichen Schönheit.

Stahltüren, dann ein massives Gitter quer durch den Korridor, darin eine weitere Tür. Ein langes Schließeisen mit einem Gelenk

in der Hand des Wärters, das Schloss schwergängig konstruiert, sauberes Klacken, Metall auf Metall, alles gut geölt. Eine Holztür, sehr solide, dahinter ein Raum mit einem Metalltisch, zwei Stühle auf jeder Seite. Ein schwacher Geruch von kaltem Rauch. Ein Telefon. Der Wärter nahm ab, drückte eine einzelne Taste. »Alfred hier. Nach draußen, bitte.« Er wandte sich Gregor zu. »Sie haben einen Anruf. Nur einen. Wissen Sie die Nummer auswendig?«

Gregor gab Beas Handynummer an, der Wärter wählte, reichte Gregor den Hörer. Das Freizeichen. Gregor dachte an seine Kinder. An dieses Kreischen; als hätten die Männer in Schwarz den Schrecken des Krieges in ihre Herzen gesät. Würde sie aufgehen, die Saat der Angst? Immerhin, Bea müsste längst Bescheid wissen, wäre schon bei den Kleinen zuhause. Wie konnten sie ihnen das antun? Was, wenn nicht er, sondern einer der Jungs die Tür aufgemacht hätte? Wären sie einfach über ihn drübergetrampelt, hätten sie ihn vom Eingang weggerissen, schwarze Männer, waffenstarrend, mit wilden, suchenden Augen, brutalen, schreienden Mündern?

»Beatrice Bach.«

Die Arglosigkeit in Beas Stimme erschreckte Gregor. »Bea, bist du bei den Kindern? Wo bist du?«

»Bei den Kindern? Ich? Wo bist *du*?«

»Man hat mich verhaftet. Die Kinder sind zuhause, bei diesen ... die Polizei ist dort.«

Entsetztes Schweigen, sekundenlang.

»Bea? Hörst du mich? Fahr nach Hause, sofort.«

»Verhaftet?« Sie schien voller Unglauben; klammerte sich an fallende Kulissen. »Das ist keiner von deinen Scherzen, oder? Wo bist du?«

»Fahr nach Hause, Bea, bitte!« Gregor fühlte, wie ihm Tränen über die Wangen liefen. »Ich bin im Gefängnis. Ich weiß nicht, was los ist. Besorg mir einen Anwalt, ja? Und jetzt fahr!«

»Du hast die Jungs doch nicht einfach zurückgelassen ...« Eine kurze Pause. Was sie gehört hatte, fand keinen Platz in ihrer Welt. »Gregor? Im Gefängnis, sagst du?«

»Bea!«

Wieder eine Pause, mit Ächzen und Knirschen gab der Rahmen ihrer Welt nach, fiel schließlich auseinander: »Okay, ich verstehe ... ich mache alles. Ich fahr sofort los. Die Jungs sind zuhause, hast du gesagt?«

»Ja, Bea. Besorg mir einen Anwalt, hörst du?«

»Mach dir keine Sorgen. Ich mache alles. Es wird alles gut, ja?«

»Ja, Bea. Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich.«

Der Wärter nahm ihm den Hörer aus der Hand, erklärte, dass die Staatsanwältin gleich hier wäre, um ihn zu verhören. In der Hand hielt er das lange Schließeisen, der Rest des Schlüsselbunds hing herab.

»Ich will einen Anwalt.«

»Sie können einen anrufen. Aber haben Sie nicht gerade Ihrer Frau gesagt, sie soll sich darum kümmern?«

»Ja, aber in fünf Minuten wird noch keiner da sein. Wird das Verhör verschoben, bis ich einen Anwalt habe?«

»Wenn Sie wollen, ja. Aber am besten, Sie sagen, was los ist, dann sind Sie am schnellsten wieder draußen.«

Der Wärter schloss von außen ab, Gregor hörte, wie seine Schritte sich entfernten. Der Raum war weiß gestrichen. An der Decke eine Lampe, eine runde, flache Scheibe, kränkliches, zittriges Neonlicht. Es gab ein Fenster, mit massiven Metallstäben gesichert, aber draußen war nur eine weitere Wand zu sehen. Auf dem Tisch stand ein Aschenbecher, ein paar Kippen darin; muffig-brenzliger Geruch, die abgestandene Luft durchdrungen von der penetranten Würze. Jetzt erst fiel Gregor ein, dass er nichts bei sich hatte, keine Zeitschrift, keine Zahnbürste, keine Zigaretten. Er musste nicht rauchen, er konnte wochenlang darauf verzichten, aber es war für ihn das beste Mittel, um sich zu beruhigen. Ob er sich jetzt überhaupt beruhigen wollte oder ob er lieber Frau Rottenstein sein Gift ins Gesicht spucken würde, war eine andere Frage. Verstoß gegen das Betäubungsmittelgesetz. Welcher Trottel hatte sich das ausgedacht? Womöglich hatte es etwas mit der Süchtigen zu tun, sie hätte ihn anschwärzen können, um sich zu rächen. Aber Gregor schien die Vorstellung zu lächerlich, dass so eine Person und die Ideen aus ihrem kaputten Gehirn von irgendjemandem ernst genommen wurden. Bea wäre bald zuhause, im Taxi würde die Fahrt von ihrem Arbeitsplatz nur zehn Minuten dauern. Die Kinder.

Die Zeit schlich dahin. Schlich auf Zehenspitzen um ihn herum. Erst hauchte sie ihm ein Versprechen ins linke Ohr, dann eine Drohung ins rechte. Stand sie auf seiner Seite, die Zeit? War sie gegen ihn? Noch schien alles offen. Es mochte eine Stunde vergangen sein, bevor sich wieder Schritte näherten. Derselbe Wärter. »Die Staatsanwältin ist zu einem Einsatz gerufen worden. Sie kommt heute nicht mehr. Wir gehen.«

Impressum Leseprobe

© 2019 Raffael Rauhenberg

Die Schulter des Riesen kann in jeder Buchhandlung und auch online bestellt werden. Eine Übersicht über die verfügbaren Formate finden Sie hier:
https://raffael-rauhenberg.weebly.com/die-schulter-des-riesen.html

Nutzungsbedingungen für diese Leseprobe
Der Text darf nur als Leseprobe verwendet werden. In diesem Sinne dürfen Sie den Text speichern, außerdem dürfen Sie die unveränderte Datei in elektronischer Form weitergeben oder zum Download anbieten. Eine Veränderung der Datei oder die Konvertierung in andere Formate ist nicht gestattet. Jede weitergehende Nutzung bedarf der schriftlichen Genehmigung des Autors.

Adresse
Raffael Rauhenberg
c/o Das Literaturstudio
Jakob-Jehly-Straße 10
6700 Bludenz
Österreich

Elektronische Post
(Bitte um Verständnis für die spamsichere Darstellung)

R.Rauhenberg5434@aon.at

Weitere Kontaktmöglichkeiten finden Sie auf der Homepage des Autors:
www.raffael-rauhenberg.weebly.com/kontakt.html